Wildcat-Zirkular

Nr. 39 September 1997

5 Mark

Debatte:

Buchkritik »Der nationale Wettbewerbsstaat«

Offener Brief an John Holloway

Asien und Revolution

Glückliche Arbeitslose

Inhalt:

Editorial 2

Postfordismus, Globalisierung und die Zukunft der Demokratie:
Zu Joachim Hirschs »*Der nationale Wettbewerbsstaat*«
(Werner Bonefeld) 5

Kommentar zu Joachim Hirsch: »*Globalización, Capital y Estado*«
(John Holloway) 27

Offener Brief an John Holloway 31

»Die Glücklichen Arbeitslosen« 45

Asien, wir und die Revolution 61

Kontakte:

Sisina, Postfach 360 527, 10975 Berlin
e-mail: jaa@wildber.aball.de

Sisina, Postfach 301 206, 50782 Köln
e-mail: wildcat@link-lev.dinoco.de

Freunde der guten Zeit, c/o Wildcat, Postfach 306 325
20327 Hamburg, Tel: 040/3908487, Fax: 040/3908492

Welt in Umwälzung, c/o Wildcat
Verbindungskanal Linkes Ufer 20-24, 68159 Mannheim
Tel: 0621/657746, Fax: /657747, e-mail: suba@wildcat.rhein-neckar.de

Abos:

Wer an der Diskussion teilnehmen will, soll das Zirkular abonnieren. Einzelexemplar 5 DM, 6 Ausgaben 30 DM. Schriftliche Bestellungen an Sisina, Berlin (s.o.) und Überweisung an Sisina GbR, Kto.-Nr. 315 02-109, Postbank Berlin, BLZ 100 100 00.

V.i.S.d.P.: P.Müller

Editorial

Debatten-Heft

Diese Nummer des Wildcat-Zirkulars besteht zum größten Teil aus Texten, die Diskussionen anschieben sollen. In den letzten Nummern haben wir umfangreiches Material veröffentlicht und nur in den Editorials oder in Anmerkungen knapp vermerkt, warum wir es wichtig für die Diskussion finden und ein paar Kritikpunkte angedeutet. Von einigen LeserInnen des Zirkulars kamen bereits Anfragen, genauer auf den Stellenwert dieser Texte für uns einzugehen und unsere eigenen Positionen dazu zu formulieren. Wie sich an den einleitenden Bemerkungen des letzten und vorletzten Zirkulars leicht ablesen ließ, ist sich auch der Herausgeberkreis des Zirkulars nicht über den Stellenwert dieses Materials einig – und auch nicht darüber, in welche Richtung die Diskussion im Zirkular gehen sollte. Bisher wurden diese Meinungsverschiedenheiten aber nicht offen ausgetragen und die dahinterstehenden theoretischen und politischen Fragen nicht deutlich formuliert. Wir hoffen, daß die beiden Diskussionsbeiträge in dieser Ausgabe einen Schritt in diese Richtung machen.

Im *»Offenen Brief an John Holloway«* haben wir einige grundlegende Kritikpunkte an seinen Thesen zusammengefaßt. Gerade an seinen von uns für das Zirkular übersetzten Texten haben wir in den letzten Monaten intensiv diskutiert. Sie waren für uns äußerst hilfreich, um einer theoretischen Kritik am Kapitalismus näherzukommen und die Radikalität der Fragestellungen zu schärfen. Andererseits überzeugen seine Thesen oft nicht in der Durchführung und reichen als Antworten auf die politischen Probleme nicht aus. John Holloway hat uns bereits zugesagt, in einem der nächsten Zirkulare auf unsere Einwände zu antworten. (Unser »Offener Brief« bezieht sich in einem Abschnitt auf einen neueren Text von ihm, den es nur in der englischen Fassung gibt. Er hatte uns daher gebeten, in diesem Zirkular wenigstens einen kurzen Vortrag abzudrucken, in denen er seine Thesen zur »Würde« vorstellt. Leider haben wir das auch nicht mehr geschafft, werden es aber im nächsten Zirkular nachholen.)

In *»Asien, wir und die Revolution«* geht es um die Diskussion innerhalb des Herausgeberkreises. Wer diese Auseinandersetzung genauer nachvollziehen will, wird nicht umhin können, sich einige der dort erwähnten Beiträge aus früheren Zirkularen nochmal anzuschauen. Im Titel wird zwar der Eindruck erweckt, daß hier genauer über die Bedeutung der Klassenkämpfe in Asien diskutiert wird. Es handelt sich aber zunächst nur um eine Diskussion über die Art und Weise, wie wir uns mit den Entwicklungen in der »Weltarbeiterklasse« auseinandersetzen und in welchem Verhältnis unsere eigene politische Befindlichkeit zur Wahrnehmung

von Klassenkämpfen in anderen Teilen der Welt steht. Der Beitrag soll daher keinesfalls das Thema Asien »erledigen«, sondern Anstoß zu einer theoretisch und politisch präziseren Untersuchungsarbeit sein.

Eine längst überfällige und wichtige Buchkritik hat uns Werner Bonefeld aus England geschickt: *»Postfordismus, Globalisierung und die Zukunft der Demokratie: Zu Joachim Hirschs ›Der nationale Wettbewerbsstaat‹«*. Es ist ein Armutszeugnis der deutschsprachigen Linken, daß dieses Buch zu einer der meist zitiertesten Quellen in Fragen »Globalisierung« werden konnte. Werner Bonefeld zeigt in seiner Kritik, daß sich die theoretischen Aussagen von Hirsch nicht von seinen politischen Vorschlägen am Schluß trennen lassen. Sicherlich hatten einige angesichts der Vorschläge für einen »radikalen Reformismus« und Passagen, die sich wie bessere Politikberatung lesen, gestutzt. Aber von solchen Vorbehalten unberührt, wurde seine theoretische Analyse für einen wichtigen kritischen Beitrag zur Globalisierungsdiskussion gehalten. Anders wäre auch kaum erklärlich, warum diese Anleitungen zum Reformismus von einem Verlag herausgebracht wurden, der sich bisher mit Schriften der revolutionären Linken einen Namen gemacht hatte. Bonefeld zeigt aber, daß die reformistischen Schlußfolgerungen nur die logische Konsequenz aus einer Analyse sind, in der von der schicksalshaften Notwendigkeit bestimmter Kapitalentwicklungen ausgegangen wird, die sich höchstens noch in einem humanen Sinne moderieren ließen. Die Popularität des Buches dürfte darauf beruhen, daß diese Sichtweise unkritisch das aktuelle politische Lebensgefühl übernimmt und ihm eine theoretische Form gibt. Das macht verständlich, warum sich Gruppen aus der revolutionären Linken (wie »Arranca« oder »Blauer Montag«, deren Vorschläge wir in den kommenden Zirkularen genauer beleuchten wollen) zusammen mit den theoretischen Einsichten von Hirsch auch einen Teil seiner politischen Vorschläge zu eigen machen.

Als Nachtrag zu dieser Buchkritik drucken wir eine kurze Rede, die John Holloway in Mexiko anläßlich des Erscheinens eines Sammelbands mit Schriften von Hirsch auf spanisch dort gehalten hat: *»Kommentar zu Joachim Hirsch: »Globalización, Capital y Estado«*.

Das Manifest *»Die Glücklichen Arbeitslosen auf der Suche nach unklaren Ressourcen«* haben wir aus Berlin zugeschickt bekommen und drucken es hier ab. Auch wenn wir nicht in allen Punkten übereinstimmen, können wir ihm nur eine größere Bekanntheit in der hiesigen Linken wünschen. In einer Zeit, wo neue »Links«-Regierungen in England und Frankreich ihre politischen Ziele sofort mit massenhaften Zwangsarbeitsprogrammen gegen Jugendliche unterstreichen, wo Scharfmacher in der SPD wie Simonis oder Schröder den Arbeitszwang gegen Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger propagieren und wo der Linken auch nichts Dümmeres einfällt, als für Arbeitsplätze durch Europa zu marschieren – in solchen

Zeiten können wir uns nur mehr Beiträge wünschen, die sich gegen den breiten Konsens für Arbeitsplätze wenden. Dabei heben sich »Die Glücklichen Arbeitslosen« auch von anderen Propheten des »Endes der Arbeitsgesellschaft« wie Robert Kurz oder Jeremy Rifkin ab, die von einer gemütlichen Welt der Eigenarbeit träumen und darüber die globale Macht des Kapitalverhältnisses vergessen. Im August haben »Die Glücklichen Arbeitslosen« in Berlin eine Veranstaltungen gemacht; ein Genosse von uns war dort und hat einige Anmerkungen formuliert, die wir im Anschluß an ihre Texte abdrucken. ■ *F.*

Zuschrift:

Zusammen mit einer Bestellung älterer Zirkulare schrieb uns ein Leser aus Tübingen die folgenden Anmerkungen. Wir finden, daß sie ganz gut ausdrücken, worum es uns mit der Diskussion im Zirkular geht:

»Daß Ihr schreibt, Ihr bringt solange kein Wildcat-Heft unter die Leute, als Ihr nicht wißt, was Ihr denen gegenwärtig zu sagen habt [so ähnlich hatten wir auf die briefliche Anfrage, wo denn die Wildcat bleibt, geantwortet] – hebt sich wohltuend ab von der Flut von Publikationen linker Schriftsteller (Bahamas, Kritik + Krise, Arranca...). Am Wildcat-Zirkular interessieren mich am meisten die sogenannten Theorieartikel, insbesondere die Übersetzungen. Das hat eine ganz wichtige Bedeutung für die Diskussion der Linken (besserer Begriff fällt mir nicht ein), weil sonst diese Art zu denken (Theorie im Rahmen eines praktischen Projekts / »operaistisch«) gar nicht bekannt wäre.

Zudem finde ich es einen wichtigen Schritt hin zu größerer Genauigkeit – manche früheren Wildcat-Hefte waren von einem oberflächlichen/euphorischen Blick auf »die Kämpfe weltweit« geprägt.

Auf der anderen Seite ist mir auch klar, daß viele Leser mit Theorie-Doppelheften vor den Kopf gestoßen werden. Vielleicht sollte man mal einen längeren Artikel eigens dazu schreiben (so wie das Editorial der Nr. 30/31!), also über das »Theorie/Praxis-Verhältnis«, warum gegenwärtig so viele grundlegende Fragen ungeklärt sind, – und daß deren Beantwortung (vorläufig) nicht nur im Kontext Krise–Klassenkampf wesentlich ist, sondern gerade auch für das »wohin«, die Neubestimmung eines kommunistischen Projekts.

*Lieber Gruß, ****

Postfordismus, Globalisierung und die Zukunft der Demokratie: Zu Joachim Hirschs »*Der nationale Wettbewerbsstaat*«

Werner Bonefeld

Einleitung

Seit Mitte der 80er Jahre orientiert sich die politisch-ökonomische Forschung an den Leitbegriffen Postfordismus und Globalisierung. Seit Ausbruch der Krise der kapitalistischen Akkumulation Ende der 60er Jahre werden ständig neue Fragestellungen und Leitbegriffe wie Risikogesellschaft, Postmoderne, desorganisierter Kapitalismus, postindustrielle Gesellschaft, Postfordismus und Globalisierung aufgebracht, ohne die sich die aktuellen Veränderungen angeblich nicht verstehen lassen. In diesem Text geht es mir aber nicht um die Gründe für die inflationäre Erfindung neuer Fragestellungen [vgl. »Die Politik des neuesten Trends« von Werner Bonefeld in Wildcat-Zirkular 38; Anm. d. Übers.], sondern um Joachim Hirschs Beitrag zur Globalisierungsdebatte und die politische Bedeutung seines Ansatzes.

Hirschs Arbeiten hatten immer große Bedeutung. Das gilt für seine Beiträge zur Staatsableitungsdebatte der 70er Jahre, zur Debatte um das Modell Deutschland und zur Analyse der neuen sozialen Bewegungen und zum Postfordismus. Sein neues Buch *Der nationale Wettbewerbsstaat* ist da keine Ausnahme. In diesem Buch präsentiert er nicht nur eine revidierte Version seiner alten Ableitung der Staatsform, sondern er analysiert auch die Krise des Fordismus, die politische Ökonomie der Globalisierung und ihre Auswirkungen auf den Nationalstaat. Vor allem aber entwickelt er ausgehend von den Folgen der Globalisierung für die Zukunft der Demokratie einen neuen Begriff von emanzipatorischer Politik.

Mein Papier besteht aus drei Hauptteilen. Im ersten Teil stelle ich Hirschs Sicht der Globalisierung und seine Auffassung vom nationalen Wettbewerbsstaat vor und versuche eine Bewertung. Meines Erachtens leidet seine eigentlich vielversprechende Analyse darunter, daß sie auf einer schematischen Sicht der kapitalistischen Entwicklung beruht. Im zweiten Teil untersuche ich seinen Vorschlag eines radikalen Reformismus. Ich vertrete die These, daß seine Neubestimmung von emanzipatorischer Politik letztlich nur auf die Übernahme bürgerlicher Ideologie hinausläuft. Im Schlußteil nehme ich die Globalisierungs-Orthodoxie und ihre Demokratisierungspolitik parteiisch unter die Lupe. Damit will ich den Weg für eine kritische Debatte freimachen.

Hauptthemen und -thesen

Hirsch entwickelt eine vielschichtige Argumentation, in der er eine Theorie des kapitalistischen Staats mit dem Regulationsansatz verbindet. Sein Ziel ist eine materialistische Analyse des sich verändernden Verhältnisses zwischen dem Nationalstaat und der globalen Ökonomie. Seine Argumentation läßt sich wie folgt zusammenfassen: Die Globalisierung sei als neoliberale Strategie zur Lösung der Krise des Fordismus entstanden. Es bestehe ein innerer Zusammenhang zwischen Postfordismus und Globalisierung. Die Deregulierung und Flexibilisierung des Kapitals habe zu einem globalen Restrukturierungsprozeß des Kapitals geführt, der scheinbar über den Nationalstaat hinausgegangen sei: Der postfordistische Staat beruhe nicht auf einer »geschützten« nationalen Ökonomie, sondern müsse global unreguliertes Kapital auf sein Gebiet locken. Den postfordistischen Staat definiert Hirsch als »Wettbewerbsstaat«. Die Globalisierung habe die Nationalstaaten dazu gezwungen, die Wohlfahrtsgarantie des fordistischen Staats aufzukündigen und stattdessen neoliberale Politikmodelle zu übernehmen, um die Gesellschaft im Wirtschaftskrieg um Kapitalinvestitionen zu mobilisieren. Bei dieser Entwicklung blieben nicht nur die ArbeiterInnen und die von der Wohlfahrt Abhängigen auf der Strecke, sondern auch das demokratische System selbst: Die Globalisierung untergrabe die Demokratie im klassischen Sinne. Der demokratische Staat werde von einem »effizienten« Staat abgelöst, der bei der Regulierung sozialer Forderungen Marktkriterien betone und demokratische Werte und Verpflichtungen hintenüber fallen lasse. Wenn Hirsch also dafür plädiert, innerstaatlich wie international den demokratischen Einfluß auf die kapitalistische Entwicklung wieder zu stärken, dann geht es ihm in erster Linie darum, aus dem Übergang zum Postfordimus und aus dem Postfordimus selbst eine viel demokratischere und menschlichere Form von Kapitalismus zu machen. Er meint, daß die neoliberale Politik der Globalisierung in sich widersprüchlich sei und zu einem globalen Apartheidsystem führe. Daher hält er die Wiederbelebung der Demokratie für eine Überlebensfrage. Kurz gesagt hält er die Globalisierung selbst für unausweichlich und unaufhaltsam, ihre genaue »Gestalt« aber für noch offen.

Die Krise des Fordismus und der Übergang zum Postfordismus

Hirsch setzt den Kapitalismus des 20. Jahrhunderts mit dem Fordismus gleich. An dieser Stelle muß ich seine Analyse des Fordismus nicht ausführlich behandeln, denn sie folgt weitgehend seinen früheren Arbeiten auf diesem Gebiet (siehe

Hirsch/Roth 1986 und Hirsch 1991)[1]. Im Rahmen dieses Papiers geht es vor allem um die Verbindung zwischen der Krise des Fordismus und dem Aufkommen der Globalisierung. Der Fordismus wurde laut Hirsch Ende der 60er, Anfang der 70er Jahre durch das Auftreten einer »strukturellen« Krise untergraben. Kern dieser Krise sei eine Verbindung eines strukturellen Rückgangs der Kapitalrentabilität in den Metropolenländern mit einer wachsenden Destabilisierung der internationalen Regulation gewesen, die zur Dauererscheinung geworden sei und wiederum die Krise in den einzelnen Nationalstaaten verschärft habe (84).[2] Die Krise des fordistischen Kapitalismus sei auch eine Kredit- und Finanzkrise gewesen. Ursache der überschüssigen Geldliquidität sei die ökonomische Stagnation gewesen (85). Die Erschöpfung der fordistischen Technologie habe zum »tendenziellen Fall der Profitrate« geführt, und die entgegenwirkenden Tendenzen des Fordismus seien zu schwach gewesen, um diesen Fall der Profitrate aufzuhalten. Um es mit Clarke (1991) zu sagen, versteht Hirsch dieses Gesetz als deterministisches Gesetz der Entwicklung des Kapitalismus und des Übergangs von einem Entwicklungsstadium zum anderen. Die Erschöpfung der technologischen Grundlage des Fordismus habe nicht nur zum Fall der Profitrate, sondern auch zur Aufblähung des Finanzkapitals geführt. Dieses Finanzkapital habe mit Hilfe des Neoliberalismus die Deregulierung und Flexibilisierung der globalen Finanzmärkte erzwungen und die weltweite Beweglichkeit des Produktivkapitals auf der Suche nach profitablen Anlageplätzen rund um den Erdball finanziert und damit die Integrität der Nationalökonomien untergraben. Hirschs Analyse geht nicht auf die Widersprüchlichkeit dieser Trennung zwischen Geld- und Realakkumulation ein. Für ihn ist das neoliberale Globalisierungsprojekt nur ein verschärfter Kampf zwischen verschiedenen Kapital-»Fraktionen« um die Vorherrschaft. Auf das krisenhafte Auseinanderfallen von Geld- und Realakkumulation geht er überhaupt nicht ein.[3] Daher sieht er die kapitalistische Krise nur als funktionales Problemlösungsmoment und als Vehikel zur Rekonstruktion der Gesellschaft nach Verwertungsgesichtspunkten.[4] Für Hirsch verläuft der Widerspruch nicht zwischen der Arbeit als Quelle des Werts und der monetären Akkumulation von Reichtum, einer Akkumulation, die Schulden auf die zukünftige Ausbeutung aufnimmt, weil die

---

[1] Zur Kritik von Hirschs Arbeiten zum Fordismus siehe Bonefeld (1991), Clarke (1988/1991, 1991), Gambino (1996), Pelaez/Holloway (1991) und Psychopedis (1991).

[2] Alle Seitenangaben ohne weiteren Hinweis beziehen sich auf Hirsch (1995).

[3] Siehe dazu Mandel (1987) und Bonefeld (1993, 1996).

[4] Hirschs Ansatz gleicht spiegelbildlich dem orthodoxen Marxismus, der das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate als Gesetz vom zwangsläufigen Zusammenbruch des Kapitalismus verstand (Grossmann 1929/1992). Hirsch dagegen versteht es lediglich als Vehikel zur zwangsläufigen Wiederherstellung der kapitalistischen Ausbeutung und Herrschaft.

gegenwärtige Ausbeutung von Arbeit nicht die der Akkumulation von Geld entsprechenden Werte liefert. Deswegen sieht Hirsch die Trennung zwischen Geld- und Realakkumulation »eher als Anwachsen der Macht des Kapitals ... und nicht so sehr als eine Manifestation der Unfähigkeit des Kapitals, die Arbeitskraft zu unterwerfen« (Holloway 1995: 54).

Obwohl Hirsch behauptet, daß eine Analyse des Kapitalismus eine Analyse von Klassenverhältnissen sei, macht er für die Krise des Fordismus nicht die Klasse und somit den Klassenkampf, sondern lediglich die im »Kapital« selbst angelegten strukturellen Widersprüche verantwortlich. Wie Jessop (1985) stellt Hirsch sich den »Klassenkampf« als Kampf zwischen besonderen Kapitalen und Kapital-»Fraktionen« vor. Daher hängt für Hirsch der Konflikt innerhalb des Staatsapparats direkt mit gegensätzlichen Kapitalinteressen (vgl. Clarke 1991: 44) und die Veränderungen im Verhältnis zwischen Ökonomie und Politik mit den Bedürfnissen der herrschenden Kapitalfraktionen zusammen. Bei Hirsch fehlt jede Kritik der politischen Ökonomie des Finanzkapitals. Für ihn stehen Finanzkapital und Produktivkapital lediglich in einem Konkurrenzverhältnis, während ihre gemeinsame Grundlage, die wertbildende Macht der Arbeit, aus seinem begrifflichen Rahmen herausfällt.

Die »Globalisierung« sieht Hirsch als Lösung der Krise des Fordismus. »Die Logik der neuen, ›postfordistischen‹ Akkumulationsstrategie besteht also im Kern in einer Rationalisierung und Flexibilisierung durch Globalisierung« (90). Die Liberalisierung und Deregulierung der internationalen Geld- und Kapitalbeziehungen habe mithin einen Globalisierungsschub ausgelöst, der das »Gesicht des Kapitalismus« verändert habe (7). Die Globalisierung untergrabe die staatszentrierte Akkumulations- und Regulierungsform des Fordismus: Das Kapital habe sich von den Zwängen der nationalen Ökonomie befreit und somit seinen in der fordistischen Ära angenommenen nationalen Charakter verloren (85). Hirsch definiert den Fordismus als Typ von Kapitalismus, der sich durch die Vorherrschaft einer nationalen, staatszentrierten Kapitalregulierung und -akkumulation im Rahmen nationaler Ökonomien ausgezeichnet habe. Den Postfordismus definiert er im Gegensatz zum Fordismus: Er zeichne sich durch eine globale Kapitalakkumulation aus. Hirsch argumentiert vor dem Hintergrund der Situation in Deutschland und hat daher nur einen sehr eingeschränkten Begriff von Globalisierung. Die britische »Nationalökonomie« war z.B. schon immer »global«, und Hirsch sagt selbst, die fordistische »Ära« habe auf der globalen Reichweite oder Hegemonie der USA beruht. Hirschs Darstellung des Fordismus als nationales und des Postfordismus als globales Projekt kapitalistischer Akkumulation wirkt daher nicht nur schematisch, sondern scheint auch seinem eigenen Begriff von Fordismus zu widersprechen, wonach der Fordismus eigentlich ein globales System war, das auf der weltweiten Ausbreitung amerikanischer Produktionsmethoden, in den USA ansässiger multinationaler Konzerne und natürlich der amerikanischen Währung, des

Dollar, beruhte. In diesem Sinne bezeichnet der Ausdruck »Fordimus« höchstens die »Globalisierung« der fordistischen Prinzipien.

Laut Hirsch nimmt die Globalisierung dem fordistischen Staat die Möglichkeit, die Ökonomie durch Recht und Geld zu regulieren (199): Die Regierungen stünden der globalen Ausbreitung des Kapitals und seiner Suche nach profitablen Bedingungen jenseits des Nationalstaats hilflos gegenüber. Dabei wirft die These, daß der Staat die Ökonomie nicht mehr wie in fordistischen Zeiten regulieren könne, zunächst einmal die Frage auf, ob der fordistische Staat seine »Nationalökonomie« tatsächlich regulieren konnte. Natürlich »reguliert« der kapitalistische Staat die Ökonomie durch Gesetz und Geld. Aber er tut das auf widersprüchliche Art und Weise, indem er die Widersprüche des Kapitals in politischer Form reproduziert (Clarke 1988, 1997; Bonefeld 1992, 1993). Hirschs Darstellung der Auswirkungen der Globalisierung auf den Nationalstaat läuft auf eine schematische Gegenüberstellung von Fordismus und Postfordismus hinaus: Während im Postfordismus der Nationalstaat die Ökonomie immer weniger regulieren könne, habe sich der fordistische Staat eben dadurch ausgezeichnet, daß er die Ökonomie regulieren konnte. Damit überschätzt Hirsch aber generell die Fähigkeit des – fordistischen oder nichtfordistischen – kapitalistischen Staats, das Kapitalverhältnis zu kontrollieren.[5] In seiner Ableitung der Staatsform am Anfang des Buches zeigt Hirsch selbst überzeugend, warum die Staatsform – wie er sagt – strukturell nicht in der Lage ist, das Kapitalverhältnis zu kontrollieren. Seine Definition von Fordismus und Postfordismus fällt hinter diese Erkenntnis zurück.

Globalisierung bedeutet für Hirsch, daß »der Staat« immer mehr dem Diktat der »Standortsicherung« untergeordnet wird. Das schränke die Bewegungsfreiheit des Nationalstaats ein und entziehe somit den für die sozialdemokratische Ära des Fordismus bestimmenden »liberaldemokratischen Institutionen« »entscheidende Grundlagen« (7). Den postfordistischen Staat bezeichnet Hirsch als »nationalen Wettbewerbsstaat«. Damit wiederholt er Cox' These, daß die Globalisierung zur »Unterordnung der Binnenökonomien unter die angeblichen Anforderungen einer globalen Ökonomie führt. Ob sie wollen oder nicht, müssen sich die Staaten zunehmend vor einem nebulösen Etwas verantworten, das als globale Ökonomie personifiziert wird. Diese äußere Abhängigkeit müssen sie vor ihrer eigenen Öffentlichkeit mit dem neuen Globalisierungs-, Interdependenz- und Wettbewerbsfähigkeitsgerede verschleiern« (Cox 1992: 27). Hirsch sieht den Wettbewerbsstaat als Verlängerung des fordistischen »Sicherheitsstaats«.[6] Der Wettbewerbsstaat versuche in Konkurrenz zu anderen Staaten, dem Kapital die richtigen Bedingun-

---

[5] Zur Kritik der Periodisierung der Staatsform nach den vom Staat ausgeübten »Regulierungsfunktionen« siehe Clarke (1997).

[6] Siehe Hirsch (1980).

gen zu bieten, um global bewegliches Kapital auf sein nationales Territorium zu locken und es dort zu halten.[7] Daher gerate der »Wettbewerbsstaat« in Konflikt mit demokratischen Regierungsverhältnissen. Der Wettbewerbsstaat habe das demokratische Projekt einer »gesamtwirtschaftlichen Entwicklung« aufgegeben und reagiere nur noch auf Kapitalforderungen und -vorlieben – ohne Rücksicht auf die sozialen und ökologischen Folgen. So mobilisiere der Wettbewerbsstaat alles und jeden, um sein nationales Territorium und sein Volk für den Wirtschaftskrieg um Kapitalinvestitionen zu rüsten.

Widerstand gegen diese Entwicklung scheint nicht in Sicht zu sein: die neuen sozialen Bewegungen hätten zuerst die Krise des Fordismus beschleunigt und seien dann nach ihrem sozialen Aufstieg zu einer der wichtigsten Stützen der postfordistischen Transformation des Kapitalismus geworden. Die Arbeiterbewegung sei der Krise des Fordismus zum Opfer gefallen und als historischer Akteur von der Bühne abgetreten. Trotz fortbestehender sozialer Konflikte und andauerndem Widerstand der Arbeiterklasse gegen die Restrukturierung seien diese Kämpfe fragmentiert und hätten uneinheitliche Ziele. Die Krise des Fordismus habe die Fragmentierung der Gesellschaft verschärft, indem sie eine solidarische Vorstellung von gesellschaftlicher Entwicklung untergraben habe, die nach Hirschs Auffassung offensichtlich konstitutiv für den Fordismus war. Hirsch wiederholt Andersons Behauptung, daß »es heute ... eine massive Asymmetrie zwischen der internationalen Mobilität und Organisation des Kapitals und einer historisch noch nie dagewesenen Auflösung und Fragmentierung der Arbeiterschaft [gibt]. Die Globalisierung des Kapitalismus hat den Widerstand gegen ihn nicht zusammengebracht, sondern fragmentiert und ins Abseits gestellt« (Anderson 1992: 366).[8] In ähnlicher Weise stellt Hirsch sich die Globalisierung als Macht vor, die – von ihm als Rassismus, Sexismus, Nationalismus und schließlich soziale Apartheid bezeichnete – politische, soziale und kulturelle Spaltungen vertieft. Die postfordistische Transformation des Kapitals treibe »die gesellschaftlichen Antagonismen« »auf die Spitze« und beute sie aus (181). Er behauptet, daß der Globalisierung kein revolutionäres Subjekt im klassischen Sinne gegenüberstehe. Ein solches Subjekt

---

[7] Hirschs widerspricht sich hier letztlich selbst. In seinem theoretischen Kapitel zur Form des kapitalistischen Staats sagt er, die Funktion des Staats bestehe darin, die politischen Bedingungen zu sichern, die ein gutes Funktionieren der kapitalistischen Akkumulation ermöglichen. Da das laut Hirsch die funktionale Bestimmung des kapitalistischen Staates ist, ergibt seine Warnung, daß der Wettbewerbsstaat zum gewissenhaften Vollstrecker seiner funktionalen Bestimmung werde, keinen rechten Sinn.

[8] Zu einer vom Klassenstandpunkt ausgehenden Analyse dieser Behauptung siehe Bonefeld/-Holloway (1995). Dort wird ausgeführt, daß sich die Arbeiterklasse [labour] durchaus nicht auf dem Abstellgleis befindet, sondern vielmehr aufgrund ihrer unaufhörlichen Auflehnung allen Schwierigkeiten des Kapitals zugrundeliegt.

gibt es nach Hirschs Meinung nicht, und daß die »radikale« Linke immer noch für die revolutionäre Sache eintritt, hält er für anachronistisch (182). Die Globalisierung des Kapitals habe den Grundlagen des Klassenkampfs den Boden entzogen, denn die soziale Solidarität sei individualisierten Reaktionen auf das globale Diktat des Kapitals gewichen: Paßt Euch an, oder das produktive Kapital wandert ab in andere Wettbewerbsstaaten. Der Internationalismus scheint also die Seiten gewechselt zu haben. Das Kapital benutze den Internationalismus, um die Linke zu entwaffnen, denn diese stütze sich strategisch auf den Nationalstaat und seine Nationalökonomie! Das hört sich so an, als sei die Staatsfixierung der Linken früher richtig gewesen und als entziehe ihr die Globalisierung erst jetzt die Grundlage: Die Globalisierung bedrohe die Demokratie und die Linke müsse sich den Globalisierungskräften anpassen, indem sie dem globalen Niveau angemessene demokratische Werte und Verfahren entwickle. Hirschs Behauptung, es gebe kein revolutionäres Subjekt, bedeutet – egal ob sie stimmt oder nicht – mehr als nur eine Tatsachenbehauptung. Diese Behauptung soll seinen radikal-reformistischen Standpunkt legitimieren. Da es ja kein revolutionäres Subjekt gebe, könne die Linke bestenfalls ein reformistisches Programm aufstellen. Eng zusammen mit der legitimierenden Funktion dieser »Tatsache« hängt die Denunziation »negativer Kritik« als einer von vornherein unpolitischen Übung. Anscheinend dürfen theoretische Fragen nur dann gestellt werden, wenn sie konstruktive Vorschläge zur kapitalistischen Reproduktion enthalten.

Die politische Ökonomie der Globalisierung und der Wettbewerbsstaat

Die Globalisierung stellt laut Hirsch das ökonomisch-politische Projekt des Neoliberalismus dar (9): ein umkämpftes Projekt, das immer noch auf Widerstand stoße. Das neoliberale Projekt der Globalisierung sei nach dem Zusammenbruch des Systems von Bretton Woods in den USA entstanden. Der US-Kapitalismus habe auf die Liberalisierung des internationalen Handels gesetzt und neue Räume für Investitionen erschlossen, um vor allem gegenüber Japan wieder wettbewerbsfähig zu werden (85). Das goldene Zeitalter des Fordismus seien die 60er Jahre gewesen. In Wirklichkeit war für die 60er Jahre aber die Liberalisierung der globalen Austausch- und Handelsbeziehungen bestimmend. Das nach dem Zweiten Weltkrieg etablierte laissez-faire-Prinzip wurde in den 50er Jahren nur stückweise verwirklicht: Die volle Konvertibilität anderer Währungen mit dem Dollar – einer der Stützpfeiler des Bretton-Woods-Systems – wurde 1958 erreicht, und die GATT-Verhandlungen über die Senkung der Handelszölle, d.h. die Liberalisierung des internationalen Handels, wurden in den frühen 60er Jahren unter Kennedy zum zentralen Punkt der internationalen Wirtschaftspolitik.

Weiter behauptet Hirsch, die postfordistische Globalisierung beruhe in gewissem Maße darauf, daß multinationale Konzerne die Hauptrolle übernähmen und

die Nationalstaaten zur Anpassung an ihre Forderungen und Bedürfnissen zwängen. In Wirklichkeit nahm die Internationalisierung des Handels, der Investitionen und des Finanzkapitals aber schon in den 50er und 60er Jahren stark zu (siehe Murray 1971). Einen Höhepunkt erreichte der Abfluß privaten und öffentlichen Kapitals in den 50er Jahren. Die Ausbreitung der in den USA ansässigen Multis ging während des sogenannten goldenen Zeitalters des Fordismus zurück, dafür nahm allerdings ab Mitte der 60er Jahre die Internationalisierung europäischer und japanischer Firmen zu (Brett 1985). »Internationalisiert« wurde im und vor dem goldenen Zeitalter des Fordismus nicht nur Produktivkapital. Auch Banken – vor allem US-amerikanische – »globalisierten« sich in den 60er Jahren. Britische Banken operierten schon seit der Kolonialzeit des britischen Imperialismus in globalem Maßstab. Die wirkliche Liberalisierung des Handels begann Brett zufolge in den 60er Jahren. Ausgehend von dieser Entwicklung stellte Murray (1971) die These auf, daß sich das zunehmend interdependente Weltwirtschaftssystem und der Nationalstaat territorial immer weniger deckten. Andere fragten, ob nicht »der Nationalstaat als ökonomische Einheit passé« sei (Kindleberger 1969: 207). Damit scheint Kindleberger auf einer Linie mit Hirschs Vorstellung vom postfordistischen Staat als Wettbewerbsstaat. Anders als Hirsch meint Kindleberger aber die 60er Jahre, die laut Hirsch das goldene Zeitalter des Fordismus waren.

Es stimmt also nicht, daß der Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems zu einer neuen Form des Kapitalismus, nämlich zur Globalisierung geführt habe. Die »Globalisierung« vollzog sich bereits in den 50er und 60er Jahren, direkt im Anschluß an die »Kriegsökonomien« des Zweiten Weltkriegs. Insofern ist die Idee der nationalen Ökonomie ein Mythos (Radice 1984). Die keynesianische Periode oder der Fordismus war also durch eine Internationalisierung des Kapitals gekennzeichnet. Diese Internationalisierung vollzog sich vor dem Hintergrund einer stabilen Nachfrage nach Privatinvestitionen, abgesichert durch die Nationalstaaten als letztinstanzliche Kreditgeber. Kennzeichen der sogenannten fordistischen Ära waren mit anderen Worten also nicht die politische Planung der nationalen Kapitalakkumulation und die Defizit-Finanzierung, die üblicherweise mit dem Keynesianismus assoziiert werden. Der Keynesianismus im Sinne einer Politik der Defizit-Finanzierung der Nachfrage trat erst ab den 70er und vor allem in den 80er Jahren auf, d.h. in einer Zeit, in die er nach dem Fordismus-Postfordismus-Schema gar nicht hineingehört.

Wenn der »Fordismus« also jeder realen Grundlage entbehrt – was bleibt dann vom »Postfordismus« übrig?[9] Hirsch definiert den Postfordismus als das Gegenteil des Fordismus. Das macht den Postfordismus zu einer Art Kristallkugel (vgl.

---

[9] Siehe Clarke (1988/1991), Bonefeld (1991) und Bellofiore (1996).

Gambino 1996), die nichts über die Gegenwart aussagt, sondern bestenfalls ein bruchstückhaftes Bild der Vergangenheit liefert. Außerdem scheint sich der Postfordismus als »Nicht-Fordismus« vor allem durch »präfordistische« Verhältnisse auszuzeichnen (vgl. Bellofiore 1996).[10]

Hirschs unkritische Betrachtung der Zeit nach 1945 führt ihn zu zwei Schlußfolgerungen: erstens, daß es im Postfordismus jetzt aber wirklich ums Überleben gehe, und zweitens, daß die postfordistische Zukunft so aussehe wie die präfordistischen Verhältnisse: Angesichts der Anhäufung unbezahlbarer Schulden, der Massenarbeitslosigkeit, sozialer Verwerfungen, niedriger Investitionen usw. habe der Kampf des Neoliberalismus um die Lösung der nach wie vor bestehenden Widersprüche der Weltwirtschaft soziale Umwälzungen ausgelöst und damit in einigen Fällen barbarische Regimes an die Macht gebracht. Genau so, wie Hirsch die Globalisierung ausmalt, hatte Polanyi (1977) im wesentlichen die Verhältnisse der frühen 30er Jahre dargestellt. Polemisch könnte man behaupten, daß Hirsch die Tragödie der 30er Jahre als Farce der 90er Jahre darstellt.

Laut Hirsch untergräbt die Globalisierung des Kapitals die demokratischen Grundlagen und die Steuerungsfähigkeit des Nationalstaats. Damit überbewertet er aber nicht nur wie gesagt die Fähigkeit der Nationalstaaten, die kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse zu »regulieren«, sondern er widerspricht auch seiner eigenen Ausgangsthese, nachder der Wettbewerbsstaat ein »aktiver« Staat sei, der sein Territorium für Kapitalinvestitionen »zuzurichten« versuche. Im Gegensatz zum alten präfordistischen Wettbewerbsstaat, der dem Kapital hinterhergezogen sei, indem er sein Territorium durch Krieg und imperialistische Eroberung vergrößerte, sei er den Forderungen des Weltkapitals als territorial feststehende Einheit unterworfen. Andererseits lasse die postfordistische Globalisierung den Nationalstaat aber nicht etwa links liegen, sondern »der Staat selbst« betreibe die neoliberale Globalisierungspolitik. Damit widerspricht Hirsch sich aber selbst, denn damit wäre die staatliche »Steuerungsfähigkeit« nicht überflüssig, sondern eigentlich noch größer geworden. Hirsch argumentiert mit Scheuklappen: Der Fordismus zeichne sich dadurch aus, daß er durch einen »steuernden« Staat reguliert werde. Da der Postfordismus das Gegenteil des Fordismus sein soll, sei die postfordistische Regulation lediglich als starker Staat zu verstehen, der dem Wirken des freien Marktes mit Macht den Rücken decke. Diese Rückendeckungs-»Funktion« des Wettbewerbsstaats wird Hirsch wohl aber nicht mit dem Verlust der sogenannten Steuerungs- oder Regulierungsfähigkeit des Staats gleichsetzen wollen. Immerhin sagt er selbst, daß der Wettbewerbsstaat versuche, die Ressourcen innerhalb seines Territoriums einschließlich der Bevölkerung zu mobilisieren,

---

[10] Zum globalen Agieren des Kapitals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts siehe Clarke (1988).

um das Diktat des »globalen« Kapitals auf der Suche nach profitablen Standorten zu erfüllen.[11] Diese Art von Mobilisierung zählt laut Hirsch aber nicht als »Steuerung«, da er diesen Ausdruck einer links-reformistischen Vorstellung von einem wohlregulierten und gerechten, d.h. sozial und ökologisch verantwortungsvollen Kapitalismus vorbehält.

Hirsch glaubt, daß die Globalisierung zur Errichtung eines neuen sozialpolitischen Herrschaftssystems führe, das er als »zivilgesellschaftlichen Totalitarismus« bezeichnet (156). Dieses System mache seine Insassen immer mehr zu eindimensionalen Menschen im Marcuse'schen Sinne. Hirsch meint sogar, daß die Entwicklung der postfordistischen Gesellschaft auf eben diesem eindimensionalen Menschen beruhe (161). So gebe es nicht nur keine »radikale, nicht-kapitalistische Alternative« (88), sondern die menschliche Existenz sei auch vollständig proletarisiert, da die menschliche Praxis auf bloße Eindimensionalität reduziert sei. Das hieße, daß die Menschheit zu einem bloßen Anhängsel oder zum menschlichen Faktor der unpersönlichen Mächte des globalen Kapitals geworden wäre.

Während die gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen als eindimensionale Anhängsel der kapitalistischen Reproduktion aufgefaßt werden, mache die Globalisierung gleichzeitig aber deutlich, daß »der Kapitalismus [...] sich keineswegs als Fessel der Produktivkraftentwicklung« erweise (180). Ob die Krise der Produktivität tatsächlich überwunden ist, ist natürlich nach wie vor sehr umstritten, und man kann wohl behaupten, daß Hirsch hier die Selbstdarstellung des Kapitals mit der Realität verwechselt. Es besteht kein Zweifel, daß »die Bourgeoisie [...] nicht existieren [kann], ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren« (Marx/Engels, MEW 4, 465). Hirsch scheint diese Einsicht zu bestätigen. Aber im Gegensatz zu Marx geht Hirsch einseitig davon aus, daß »die lebendige Arbeitskraft in ihrer Gesamtheit dem *unaufhaltsamen* Marsch der Akkumulation unerbittlich unterjocht [...] [sei]: auf kurze, mittlere und lange Sicht sei das majestätische Einherschreiten des Kapitalismus dazu bestimmt, weiterzugehen, während sich seine Aporien am Horizont verflüchtigen« (Gambino 1996: 143). Der Klassenkampf ist für Hirsch wie gesagt »in erster Linie der Kampf

---

[11] Im übrigen besteht kein Zweifel, daß die »Nationalstaaten« ebenfalls sehr aktiv und zielstrebig an der Sicherung eines neuen »Konstitutionalismus« arbeiten, indem sie versuchen, die Binnenrechte des Kapitals zu institutionalisieren, und zwar nicht indem sie »der Globalisierung des Kapitals hinterher laufen«, sondern indem sie regionale Institutionen wie EU, NAFTA und ASEAN errichten. Angesichts dieser regionalen Kooperation zwischen Nationalstaaten verliert Hirschs Bild vom Wettbewerbsstaat an Überzeugungskraft. Der Versuch der Errichtung von »Wirtschaftsblöcken« deutet darauf hin, daß die Weltwirtschaft nicht so »offen« ist, wie der Ausdruck Globalisierung andeutet. Regionalismus bedeutet die Schaffung von »geschlossenen« Räumen. Siehe dazu Ruidrok und van Tulder (1995).

zwischen einzelnen Kapitalen und Kapital-›Fraktionen‹ [...] Dagegen steht der Ausgang des Kampfes zwischen Kapital und Arbeiterklasse schon von vornherein fest, und die Frage ist nur, *wieviel* Wohlfahrt und *wieviel* Repression nötig ist, um die Unterwerfung der Arbeiterklasse zu sichern« (Clarke 1991: 16). Kurz gesagt bewegt sich Hirsch mit seiner Behauptung, daß »das Kapital« die Krise der Produktivität überwinden könne, im Rahmen der herkömmlichen marxistischen Weisheit. Im Gegensatz zur marxistischen negativen Kritik am Kapital fragt Hirsch aber nur nach dem Fortbestand der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen, in denen die Arbeit ausgebeutet und beherrscht wird.[12] Die produktive und zersetzende Macht der Arbeit, die in verrückter Form das Kapitalverhältnis konstituiert, geht weder in seine Theorie ein, noch nimmt er sie überhaupt zur Kenntnis. Hirsch lehnt es ab, das Kapital als »etwas« zu verstehen, das von der Arbeit [labour] abhängig ist, da das Kapitalverhältnis für ihn grundsätzlich ein Verhältnis zwischen Kapital und Kapital ist, und nicht zwischen Kapital und Arbeit. Streiks und andere Ausdrucksweisen der Unzufriedenheit der Arbeiterklasse sind für die Entwicklung des Kapitalismus daher weniger wichtig als der Konflikt zwischen verschiedenen Kapital-»Fraktionen«. Deshalb wirft er Leuten [wie dem von Hirsch an dieser Stelle ausdrücklich erwähnten Karl Heinz Roth; Anm. d. Übers.], die die »Proletarität« nach wie vor als Frage des Klassenkampfs diskutieren, ein »Wunschdenken« vor, »das die Struktur und Dynamik des ›postfordistischen‹ Kapitalismus ... überhaupt nicht zu begreifen vermag« (173). Sein Buch setzt nicht nur voraus, daß die »Proletarität« für die derzeitige Entwicklung des Kapitalismus unwichtig ist, sondern es zeigt auch großes Vertrauen in die Verlautbarungen der Vorstandsetagen: Die Krise der Produktivität sei ausgestanden und die Marktwirtschaft habe ihre strukturelle Krise überwunden.

Während Hirsch die Frage der Produktivität und der Stabilität des Kapitalismus also für gelöst hält, sei aber noch nicht ausgemacht, wieviel »soziale Repression« genau nötig sei. Darauf fußt sein Vorschlag, die Linke solle gegen das demokratiefeindliche neoliberale Projekt der Globalisierung eine Strategie des »radikalen Reformismus« entwickeln (170). Die Globalisierung des Kapitals und der daraus folgende »Wirtschaftskrieg« zwischen den Staaten um die Anlockung und Bindung der Produktion auf ihrem Territorium führe zur Schaffung einer schlanken Demokratie oder »low-intensity-democracy« (169). Obwohl hinlänglich bewiesen ist, daß es mit der Demokratie schon in der Nachkriegszeit einschließlich des goldenen Zeitalters des Fordismus bergab ging (Agnoli 1967/1990), tut Hirsch also so, als sei der Fordismus »demokratisch verfaßt« gewesen.

Er sieht den Neoliberalismus als Projekt der Entdemokratisierung durch Globalisierung. Die nationalen Regierungen selbst hätten die kapitalistische Globali-

---

[12] Siehe Fußnote 1.

sierungsoffensive entfesselt – nicht um die Nationalstaaten aufzulösen, sondern um den Keynesianismus und damit die staatszentrierte fordistische Regulationsweise zu zerschlagen (90). Aufgrund dieser Zerschlagung könnten die nationalen Regierungen behaupten, daß ihre sozialpolitische Bewegungsfreiheit durch die Globalisierung eingeschränkt sei, und von der im Fordismus betriebenen allumfassenden gesellschaftlichen Integration durch ein umfassendes sozialökonomisches Regulierungsprogramm zu einer selektiven Integration der gesellschaftlichen Interessen übergehen. Die neoliberale Globalisierungsstrategie solle also die Krise des Fordismus lösen, indem nicht nur die Grundlagen des kapitalistischen Profits wiederhergestellt, sondern auch die wirtschaftlichen Kosten der Demokratie gesenkt würden. Die neoliberale Vorstellung von Demokratie beruhe auf Marktkriterien wie Leistungsfähigkeit, Effektivität und Wirtschaftlichkeit. Das ist mit dem Begriff »Demokratie niedriger Intensität« gemeint: Im Wettbewerbsstaat beschränke sich die Demokratie auf die »die Ausgestaltung der Details«, während die »Enscheidung über grundlegende gesellschaftliche Ziele und Entwicklungswege« (139) dem Markt überlassen werde. Flexibilisierung und Liberalisierung/Deregulierung würden also benutzt, um einen weltweiten Restrukturierungsprozeß in Gang zu setzen, der möglichst günstige Ausbeutungsbedingungen sichere (104) und den Nationalstaat wesentlich wirksamer dem Diktat des Marktes unterordne (139). Der Weltmarkt werde also zu einem Werkzeug der Nationalstaaten, mit dem sie sich selbst den Sachzwang schafften, Billig-Demokratien zu etablieren. So gewinne der neue zivilgesellschaftliche Totalitarismus an »Legitimität«: da es ja keine Alternative zu Kostensenkung, Arbeitslosigkeit, Deregulierung und Lohnverzicht gebe. Niemandem könne die Schuld an den schlechter werdenden Bedingungen gegeben werden, da für alles die im globalisierten Kapital »personifizierte« unsichtbare Hand verantwortlich zu sein scheine. Dem neoliberalen Projekt eines individualisierten gesellschaftlichen Marktes mit Ellenbogenmentalität entspreche also der Wettbewerbsstaat, der sich den Bedingungen der globalen Apartheid anpasse, indem er die Apartheid seiner eigenen Bevölkerung aufzwinge, um im »Wirtschaftskrieg« erfolgreich zu sein.

Emanzipation als demokratische Erneuerung: Neue Zeiten für die Linke

Obgleich es momentan keine Alternative zum Kapitalismus gebe, sei es dennoch dringend nötig, in die postfordistische Transformation des Kapitalismus zu intervenieren. Durch Interventionen müsse sichergestellt werden, daß der Postfordismus humanisiert und demokratisiert werde (187, 197). Es geht Hirsch also um die Bedingungen und die institutionellen Grundlagen der Demokratie jenseits des neoliberalen Wettbewerbsstaats. Er verficht sein Konzept eines »radikalen Reformismus« als politische Alternative zu der angeblich unpolitischen negativen Kritik des Kapitalismus, wie sie die radikale Linke betreibe. Es geht ihm darum, die

destruktive Kritik in eine konstruktive, positive Kritik zu wenden, um realen Einfluß auf die Entwicklung des Kapitalismus zu nehmen.[13]

Der Postfordismus werde sich zwar zwangsläufig und unaufhaltsam durchsetzen, aber ob sich die neoliberale Spielart des Postfordismus durchsetze, sei noch offen. Bisher zeichne sich nämlich weder auf nationaler noch auf internationaler Ebene eine überzeugende postfordistische Regulationsweise ab (174), bilde sich kein postfordistischer hegemonialer Block heraus (184) und bleibe die postfordistische Struktur unvollendet und immer noch durch soziale Kämpfe formbar (183; 186). Die Zwangsgewalt des Weltmarktes und die damit verbundene Schaffung des Wettbewerbsstaats stellt sich hier also nicht so eindeutig dar, wie es sich aus Hirschs vorhergehender Katastrophenprognose zu ergeben schien. Außerdem sei die neoliberale Entwicklung des Postfordismus keineswegs stabil (169). Das neoliberale Projekt der ungezügelten Marktkräfte könne die Krise des Fordismus also nicht lösen, denn es sei in sich schwach (170). Es gelinge dem Neoliberalismus nicht, weltweit soziale Akzeptanz und Zustimmung zu einer Apartheidpolitik zu erzeugen und zu mobilisieren. Zur Untermauerung seiner These, daß die Idee der Revolution veraltet, der Neoliberalismus in sich schwach und Demokratisierung dringend erforderlich sei, bezieht Hirsch sich dabei ausschließlich auf die mexikanischen Zapatistas.[14]

Wo sieht Hirsch im Rahmen seiner Analyse überhaupt die radikal-reformistischen Kräfte, die in der Lage wären, die kapitalistische Entwicklung demokratisch zu gestalten? Hirsch weicht einer direkten Antwort aus. Stattdessen zählt er eine lange Liste von Dingen auf, die der radikale Reformismus durchsetzen müsse, um das Überleben der Welt zu sichern. Die Krise des Fordismus und der Übergang zum Postfordismus führten zu tiefen Spaltungen in der Gesellschaft, und die gesellschaftlichen Antagonismen Rassismus, Sexismus, Nationalismus und »Kapital/Arbeit« bildeten ein unübersichtliches Netz gesellschaftlicher Kräfte, die sich aus strukturellen Gründen nicht auf ein gemeinsames Handeln verständigen

---

[13] Daß Konflikte als konstruktive Konflikte dargestellt werden, steckt schon im Begriff der pluralistischen Gesellschaft und findet sich in allen möglichen Theorien von den industriellen Beziehungen bis zur parlamentarischen Demokratie. Die Erkenntnis, daß eine pluralistische Gesellschaft ohne Konflikte nicht möglich ist, heißt aber nicht, daß Konflikte provoziert werden sollten, sondern vielmehr, daß es alle möglichen Regeln, Verfahren und Gesetze geben muß, um die Konflikte zu regulieren und dafür zu sorgen, daß sie sich in konstruktiven Formen ausdrücken. Eine Theorie der Funktionalität von Konflikten hat z.B. Coser (1956) entwickelt. Im Rahmen des Marxismus hat Poulantzas (1974), auf den Hirsch sich stützt, diese Theorie weiterentwickelt. Siehe dazu Agnoli (1967/1990; 1990).

[14] Hirsch hält die Zapatistas für eine postmoderne Form von Widerstand. Diese Sichtweise ist symptomatisch. So wie die Regulationisten das »Kapital« als einziges Subjekt von Bedeutung sehen, halten die Postmodernisten Widerstand nur für »leere Bedeutung« (Laclau, 1994).

könnten, sondern vielmehr in einem antagonistischen Verhältnis zueinander stünden. Das Programm des »radikalen Reformismus« müsse diese Spaltungen überwinden. Angesichts einer Vielzahl von gesellschaftlichen Antagonismen sei es aber äußerst schwierig, ein tragfähiges Programm zu entwerfen, das die verschiedenen Ansprüche auf nationaler und globaler Ebene zufriedenstellen könne (190).

Zum radikalen Reformismus gehören laut Hirsch außerinstitutionelle und institutionelle Politik und Kämpfe (199). Dabei gehe es darum, neue Formen politischer Kontrolle zu schaffen und die sozialen und politischen Rahmenbedingungen so zu reformieren, daß sich die kapitalistische Akkumulationsdynamik relativ stabil entfalten könne. Hauptziele des radikalen Reformismus seien die »Politisierung der Ökonomie« und die »Repolitisierung der Politik« (204). Hirsch behauptet sogar, es müsse dem radikalen Reformismus um »die Überwindung der überkommenen Gestalt des Staates überhaupt« gehen (194). Insgesamt scheint der radikale Reformismus für die Überwindung der bürgerlichen Trennung zwischen dem Politischen und dem Ökonomischen zu plädieren. Damit steht er zweifellos in der revolutionären Tradition. Das Problem an Hirschs Forderung ist aber, daß diese »Revolutionierung« nur die institutionellen Strukturen zur Absicherung der Ausbeutung der Arbeit reformieren soll. Dem radikalen Reformismus geht es lediglich um neu konfigurierte Rahmenbedingungen, in denen die kapitalistische Akkumulation weitergehen kann. In Wirklichkeit geht es dem radikalen Reformismus also gar nicht um die Überwindung der Trennung zwischen dem Politischen und dem Ökonomischen, sondern nur darum, die Strukturen neu zu arrangieren: Kein Wort zum Privateigentum und zum kapitalistischen Kommando über die Arbeit und nichts dazu, wie die Gesellschaft eine Autonomie gegenüber einem allumfassenden, alles durchdringenden Staat gewinnen könnte. In Wirklichkeit würde die Politisierung von Staat und Wirtschaft im Rahmen kapitalistischer Gesellschaftsverhältnisse zwangsläufig darauf hinauslaufen, daß die »gesellschaftliche Autonomie« gegenüber einer allumfassenden Regulationsweise den Kürzeren zieht.[15] Was Hirsch hier formuliert, läuft im wesentlichen auf das sozialdemokratische Konzept einer allmählichen, evolutionären Überwindung des Kapitalismus

[15] Natürlich ist »Autonomie« ein höchst zweifelhafter Begriff. In Hirschs Argumentation spielt die gesellschaftliche Autonomie aber eine wichtige Rolle. Nicht, daß er Autonomie als revolutionäre Forderung nach gesellschaftlicher Autonomie und somit nach Abschaffung der Form des Staats versteht. Er meint mit Autonomie eine gesellschaftliche Autonomie im Kapitalismus. Das folgt aus dem Begriff der »Verstaatlichung« [statification], der impliziert, daß es etwas außerhalb der regulierenden Überwachung durch den Staat gebe und daß dieses Etwas immer mehr der liebevollen Umarmung eines ausufernden Sicherheitsstaates unterworfen werde. Anscheinend will der Radikale Reformismus mit seiner Forderung nach Politisierung die »böse« Verstaatlichung der Gesellschaft durch die »gute« Regulierung der neuen Staatsbürgerschaft ersetzen.

hinaus, wo die sozialen Verhältnisse liebevoll aber nachdrücklich von der Wiege bis zur Bahre reguliert werden.[16]

Dieses Konzept von allmählichen historischen Veränderungen läßt schon ahnen, wie die Organisationsstruktur des radikalen Reformismus aussieht. Hirsch behauptet, die Globalisierung habe einerseits die Bedeutung der Wissenschaft verstärkt und eine »verwissenschaftliche Gesellschaft« geschaffen (199). Deshalb reichten andererseits die traditionellen Mittel des Staats zur Steuerung der Gesellschaft durch Geld und Recht nicht mehr aus und funktionierten nicht mehr richtig. Die »Verwissenschaftlichung« der Kapitalreproduktion mache »die aktive Mitwirkung der Menschen bei der Gestaltung der sozialen Verhältnisse« (199) nötig. Diese aktive Mitwirkung sei aber immer weniger möglich, weil die menschlichen Beziehungen unter Globalisierung und Postfordismus völlig die Form von Beziehungen zwischen Dingen angenommen hätten (161; 181). Hier entsteht ein Dilemma: Soll etwa die erfolgreiche Regulierung des Postfordismus von der Kreativität eindimensionaler Menschen abhängig gemacht werden? Oder sollen wir akzeptieren, daß im verwissenschaftlichten Kapitalismus nur noch wissenschaftlich qualifizierte Menschen eine Chance haben, der Eindimensionalität zu entgehen und die Unvernunft des Kapitalismus gerecht zu bekämpfen? Die verwissenschaftlichte Reproduktion der Gesellschaft erzeugt die Illusion, es sei eine vernünftige und menschlichere Organisation der kapitalistischen Reproduktion möglich. Aber würde eine verwissenschaftlichtere gesellschaftliche Reproduktion wirklich ohne die schöpferische Zerstörung der Geldakkumulation, ohne die Arbeitslosigkeit wirklicher ArbeiterInnen, ohne die Zerstörung von Gemeinschaften und ohne die zunehmende Verwüstung der Umwelt auskommen?

Hirsch stellt eine lange Liste der wesentlichen Voraussetzungen für die Demokratisierung auf: eine wirklich demokratische Verfassung mit konkreten, positiven und konstitutionellen Werten statt vorformulierter formaler und abstrakter Absichtserklärungen und bloß negativer Rechte; eine auf die Volkssouveränität als offenen Prozeß ausgerichtete Verfassung; die »grundlegende Revision der politischen Beteiligungs- und Entscheidungsverfahren« (202). Weiterhin müßten institutionelle »Verfahrensregelungen und Prozeduren« ausgearbeitet werden, die durch

---

[16] Siehe Naphtalis Begriff von industrieller Demokratie und die sozialdemokratischen Visionen eines gerechten Kapitalismus, der auf den Bürgerrechten für die ganze Gesellschaft beruht. Diese »Politisierung« kämpfte gegen die revolutionäre Desintegration und versuchte die potentiell Subversiven stattdessen in die Pflicht der Verantwortung zu nehmen. Würde Hirschs Konzeption einer »politisierten Ökonomie« die ArbeiterInnen nicht der gleichen Pflicht unterwerfen und damit ihre potentielle Unzufriedenheit in die verantwortungsvolle Anerkennung der These überführen, daß die effiziente Ausbeutung ihrer eigenen Arbeitskraft für das Bestehen im weltweiten kapitalistischen Wettbewerb notwendig sei?

eine Art gesellschaftlichen Korporatismus die Mitwirkung aller relevanten gesellschaftlichen Gruppen ermöglichen, also eine Politik des »Runden Tisches« (201). Schließlich müsse in Verfassung und Institutionen die gesellschaftliche Kooperation in dezentralen, föderativen politischen Strukturen abgesichert werden (203). Kurz gesagt fordert Hirsch eine neue Verfassung (202). Erst auf dieser Grundlage lasse sich die herrschende Trennung zwischen Menschen- und Bürgerrechten überwinden und das Verhältnis zwischen ihnen demokratisch neu und anders definieren (203). Aber wenn der radikale Reformismus die Grenze zwischen Bürgerrechten und Menschenrechten neu definieren will, soll die Trennung zwischen dem Politischen und dem Ökonomischen eben nicht überwunden werden. Sie soll bloß neu definiert werden. So gesehen ist es auch kein Wunder, daß Hirsch kein Wort über das demokratischste Demokratie-Experiment verliert, das es je gab, nämlich den Rätekommunismus. Diese zutiefst demokratische Tradition nimmt er nicht einmal zur Kenntnis. Seine Forderung nach positiven Vorschlägen bezieht sich ausschließlich auf solche demokratischen Traditionen, die die Trennung zwischen dem Politischen und dem Ökonomischen schon voraussetzen. Letztlich geht es Hirsch mit seinen radikalreformistischen Vorschlägen also nur um die Neugestaltung der Ausbeutungsstrukturen.

Daß Hirsch die negative Kritik ablehnt, weil er positive Beiträge hören will, entbehrt nicht einer gewissen Ironie: Negative Kritik sei unpolitisch, da es kein revolutionäres Subjekt gebe. Daher schlägt er einen radikalen Reformismus vor. Leider aber scheint es genauso wenig eine radikalreformistische Bewegung zu geben wie eine revolutionäre Bewegung. Hirsch meint, zur praktischen Umsetzung des radikalen Reformismus bedürfe es lediglich »einer umfassenden und radikalen, das nationalstaatliche System überschreitenden demokratischen Bewegung« (204). Genau wie die, die er kritisiert, weil sie nach einem neuen revolutionären Subjekt suchen, sucht Hirsch nach einer demokratischen Bewegung, die sich den radikalen Reformismus zu eigen macht. Ohne demokratisches Subjekt läuft Hirsch mit seinen radikalen Reformen in Wirklichkeit nur dem *Zeitgeist* [dtsch. im Original] hinterher. Angesichts eines *Zeitgeistes*, der meist fröhlich ins Spirituelle abhebt, wirken Hirschs Bemühungen um konstruktive Vorschläge zur Überwindung des Neoliberalismus aber geradezu visionär. Bei ihm sorgen die Intellektuellen für die theoretischen Programme, und die demokratische Bewegung zwingt die politische Macht dann, sie umzusetzen. Da im Postfordismus aber der eindimensionale Mensch Wirklichkeit wird, sind letztlich wohl nur die von Berufs wegen in die wissenschaftlichen Grundlagen der Gesellschaft Eingeweihten in der Lage, an den Runden Tischen zu sitzen. Das klingt weniger nach einer scharfen marxistischen Analyse als nach Max Webers »Politik als Beruf«, wobei diesmal diejenigen ge-

meint sind, deren Denken noch nicht von der postfordistischen Eindimensionalität korrumpiert ist.[17]

Schlußfolgerung

Ohne Zweifel hat sich der Kapitalismus im Laufe der letzten dreißig Jahre, seit der im Mai 1968 gipfelnden Welle von Unruhen, verändert.[18] Diese Kämpfe finden sich aber nirgendwo in Hirschs Werk wieder. Obwohl er die Bedeutung des Klassenkampfes für die Entwicklung des Kapitalismus betont, bleibt er letztlich reduktionistisch in der Methode und soziologisch im Ansatz.[19] Für ihn ist »das Kapital« kein antagonistisches gesellschaftliches Verhältnis. Die Arbeit sieht er nur in der Form der Lohnarbeit, d.h. im Sinne ihrer fetischisierten Auffassung als einer arbeitenden Ware, die durch die Quelle ihres Einkommens definiert wird.[20] Daher geht auch sein Begriff des Klassenkampfs von einem pluralistischen Gesellschaftsbegriff aus, wie ihn schon Marx schön in seiner »trinitarischen Formel« kritisiert hat. Da er die Arbeit nur in ihrer verkehrten Form als Lohnarbeit versteht, landet er außerdem mit zwingender Logik bei einem Katalog von gesellschaftlichen Antagonismen wie Rassismus, Patriarchat usw.[21] Diese sind ohne Zweifel sehr wichtig, und Hirsch hat recht, wenn er ihre Bedeutung für die Reproduktion der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse betont. Da er aber einen pluralistischen Begriff vom gesellschaftlichen Konflikt hat, setzt er zugleich schon dessen Auflösung voraus: Das Kapital regiert die Welt. Da er die gesellschaftlichen Konflikte aus den strukturellen Widersprüchen des Kapitals ableitet, sind sie durch den vom Kapital gesetzten strukturellen Rahmen konstituiert und fest in ihm verankert. Wie Althusser geht Hirsch davon aus, daß das soziale Handeln strukturell determiniert

---

[17] Siehe Weber (1984) zur Rolle, die die Intellektuellen spielen sollten.

[18] Siehe dazu Bonefeld/Holloway (1995) sowie Negri 1988, Negri 1989 und Negri 1992.

[19] Siehe Clarke 1991, Psychopedis 1991, Bonefeld 1992 und Holloway 1991.

[20] Zu einer Kritik dieser Auffassung siehe Bonefeld (1997) und Holloway (1997).

[21] Hirschs Soziologie gesellschaftlicher Antagonismen widerspricht der Auffassung, daß die theoretischen Geheimnisse ihre Lösung in der menschlichen Praxis und der gedanklichen Durchdringung dieser Praxis finden (vgl. Marx). In der klassischen politischen Ökonomie wurde die Gesellschaft im Sinne ihrer ökonomischen Verfaßtheit verstanden. Das klassische Statement dazu stammt von William Robertson (1890: 104), der behauptete, daß sich »in jeder Untersuchung bezüglich des Handeln von Menschen, die in einer Gesellschaft vereinigt sind, die Aufmerksamkeit zunächst auf ihre Subsistenzweise richten sollte«. Diese Behauptung mag einigen zwar als völlig reduktionistisch vorkommen, aber dennoch stimmt es, daß postmoderne Untersuchungen über die Nichtexistenz bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse ohne Essen, Wohnung, Kleidung und andere materielle Annehmlichkeiten schlicht und ergreifend unmöglich wären. Frei nach Brecht: Erst kommt das Fressen, dann die Postmoderne.

ist, »daß es immer noch das Kapital selbst und die von ihm ›objektiv‹, hinter dem Rücken der Akteure gesetzten Strukturen sind, welche entscheidende Bedingungen von Klassenkämpfen und Krisenprozessen setzen« (Hirsch/Roth 1986: 37). Da läßt sich eigentlich nur noch eine Schlußfolgerung ziehen: Kämpfe gegen die kapitalistische Entwicklung haben keine Zukunft. Ferruccio Gambino (1996: 145) hat völlig recht, wenn er sagt, daß »den Regulationisten ... Streiks, Kampagnen und Konflikte in der Produktion wie ein vorpolitischer Spuk, ein Mittelding zwischen interessantem Zierrat (dem die universitäre Forschung keine Aufmerksamkeit schenken kann) und Überbleibsel« vorkommen. Das geht aber an Hirsch vorbei: Hirsch hat immer wieder betont, »daß wir uns von einigen anachronistischen Auffassungen von Politik und Klassenkampf verabschieden und theoretisch Marx mit Weber versöhnen müssen« (siehe Hirsch 1984). Wir sollen also die negative Kritik der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse von Marx mit der Befürwortung des Prinzips der rationalen Organisation von Weber versöhnen – als hätte Marx nur die irrationalen Elemente des Kapitalismus kritisiert, um sie durch eine gute, rationale Organisation zu überwinden. Clarke (1991: 49) weist darauf hin, daß Hirsch mit seinen Fragestellungen »politisch wie theoretisch immer dem ›soziologischen Ansatz‹ der Frankfurter Schule (der von Offe und Habermas verkörpert wird) treu geblieben ist, mit dem er angefangen hatte«. Und da Hirsch meint, die entscheidenden Bedingungen des Klassenkampfs würden immer vom Kapital in Bewegung gesetzt, ist es kein Wunder, daß er das neoliberale Projekt des postfordistischen Wettbewerbsstaats auf eine Weise schildert, als hätte er aus Marketingbüchern und Managermagazinen abgeschrieben. Trotzdem sollten wir Hirschs Werk nicht abtun – im Gegenteil, wir müssen es ernstnehmen: Ein Postfordismus als globales Apartheidsystem ist tatsächlich eine erschreckende Möglichkeit. Nicht wegen der »Globalisierung«, sondern weil es schon immer im Kapitalverhältnis angelegt ist. Der Kapitalismus beruht nicht nur auf der Barbarei der ursprünglichen Akkumulation, sondern seine Reproduktion besteht in der erweiterten Akkumulation von Kapital: Die kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse beruhen darauf, daß die Arbeit von den Produktions- und Subsistenzmitteln getrennt und gesellschaftlich als Privateigentum konstituiert wird. Hirschs Buch macht eindringlich klar, daß das »Opfer von ›menschlichen Maschinen‹ auf den Pyramiden der Akkumulation« (Gambino 1996: 160) unbedingt gestoppt werden muß. Diese Aufgabe hält er aber für unpolitisch. Das Interessante an Hirschs Buch ist, daß er den kapitalistischen Jargon als unausweichliches Schicksal ausgibt.

Bevor wir zu Hirschs Globalisierungsbegriff kommen, sollten wir festhalten, daß das Kapitalverhältnis schon immer ein globales Verhältnis ist. »Der Weltmarkt bildet«, so Marx, »ebenso die Voraussetzung des Ganzen und seinen Träger« (Marx, 1953, 139). Am globalen Charakter der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse ist nichts Neues. Schon der Klassiker der politischen Ökonomie, Ricardo, bezeichnete den »Staat« als »Wettbewerbsstaat«. Schon 1827 meinte er,

der Staat solle nicht versuchen, Arbeitsplätze zu erhalten, indem er Investitionen verhinderte, denn »wenn es einem Kapital nicht erlaubt wird, den größten Nettogewinn zu machen, der sich hier mit dem Einsatz von Maschinen erzielen läßt, dann wird es ins Ausland abwandern«, was »die Nachfrage nach Arbeit ernsthaft beeinträchtigen wird« (Ricardo 1927/1980: 39). In eine ähnliche Richtung argumentierte Marx in seiner Kritik der politischen Ökonomie, als er schrieb, die bürgerliche Gesellschaft sei in der Form des Staats zusammengefaßt und der Weltmarkt bilde den Abschluß, das Substrat der bürgerlichen Verhältnisse. Die »Globalisierung« der Konkurrenz habe nicht nur den Weltmarkt geschaffen. »Sie erzeugte insoweit erst die Weltgeschichte, als sie jede zivilisierte Nation und jedes Individuum darin in der Befriedigung seiner Bedürfnisse von der ganzen Welt abhängig machte und die bisherige naturwüchsige Ausschließlichkeit einzelner Nationen vernichtete« (Marx/Engels, MEW 3, 60) Da das Kapitalverhältnis global ist, können sich die Nationalstaaten der harten Hand der Wertform nicht entziehen: Das macht ihren Klassencharakter aus. »Daraus ergibt sich unmittelbar, daß der Nationalstaat nicht über dem Kapital stehen kann, da das Kapital ein globales Phänomen ist. Er kann also nicht über dem Wertgesetz stehen und der kapitalistischen Produktion eine alternative ›politische‹ Regulierungsform aufzwingen, wie Hirsch es für möglich hält, denn das Wertgesetz wird den einzelnen Staaten ebenso wie den einzelnen Kapitalisten durch den internationalen Wettbewerb aufgezwungen« (Clarke 1991: 54). Anders als Hirsch meint, kann die Kritik der politischen Ökonomie also nicht von der Perspektive des Nationalstaats und seiner Nationalökonomie ausgehen. »Jede nationale Ökonomie kann adäquat nur als im Einzelfall mehr oder weniger nach innen gewandtes, gleichwohl stets integrales Element des Weltmarkts begriffen werden, der nationale Staat (...) seine entsprechende Bestimmung nur in diesen Dimensionen erfahren« (von Braunmühl 1976: 276). Das Verhältnis zwischen Nationalstaat und »Gesellschaft« ist schon immer als Verhältnis zwischen Nationalstaat und globalem Kapitalverhältnis konstituiert. Nur in diesem globalen Zusammenhang »kommen alle Widersprüche ins Spiel« (Marx, 1953). Die globalen kapitalistischen Verhältnisse sind alles andere als neu, sondern sie konstituieren den »Staat«, seit es ihn gibt (Burnham 1996).

Hirsch schließt sich der gängigen Sichtweise der – postfordistischen – Globalisierung an: Die Globalisierung beruhe auf dem technologischen Fortschritt, einschließlich Kommunikationssystemen und Verkehrsmitteln, auf der wirtschaftlichen Globalisierung im Sinne einer internationalen Flexibilisierung »des Kapitals«, auf der politischen Öffnung von Kapital- und Finanzmärkten und schließlich auf der zunehmenden Regionalisierung (103). Außerdem schaffe und verstärke die weltweite Bewegung des Kapitals eine »Vielzahl von nationalen Kapitalismen« (Hirsch 1989: 92; siehe auch Hirsch 1995, Teil I). Hirsch versteht den Nationalstaat also nicht als Schnittpunkt, durch den hindurch die globalen Produktionsverhältnisse eine politische Definition und Bedeutung bekommen, sondern er meint, daß

es verschiedene nationale Kapitalismen gebe, die in unterschiedlichem Maße und mit unterschiedlichen Folgen für den globalen »Kapitalismus« miteinander verbunden seien. Trotz »Globalisierung« bleibt der Nationalstaat für Hirsch der zentrale Bezugspunkt. Diese neorealistische Sichtweise bestätigt die Trennung zwischen der politischen und der ökonomischen Form: Hirsch sieht das Politische als inländisch und das Ökonomische als global. In Wirklichkeit sind die Nationalstaaten aber nicht voneinander isoliert, sondern leben von der sich global vollziehenden Akkumulation des Kapitals (Holloway 1996). Das heißt, daß das Politische und das Ökonomische »getrennt in der Einheit« sind (dazu Bonefeld 1992). Hirsch dagegen geht fälschlicherweise davon aus, daß dem Kapitalverhältnis strukturell schon die Trennung des Politischen vom Ökonomischen zugrundeliegt (Clarke 1991). Daß er pluralistisch von einer Vielzahl von nationalen Kapitalismen ausgeht und den Klassenantagonismus zwischen Kapital und Arbeit pluralistisch in eine Soziologie der Antagonismen zersplittert, bestätigt mich nur in der Einschätzung, daß sein Vorschlag eines »radikalen Reformismus« schlecht dazu taugt, die Krise der kapitalistischen Akkumulation in den letzten 25 Jahren in ihrer ganzen Tragweite zu verstehen. Die Begrenztheit des radikalen Reformismus und von Hirschs Buch als Ganzem liegt darin, daß er die fetischhafte Kanalisierung des Klassenkampfs in getrennte ökonomische und politische Kämpfe akzeptiert und deshalb meint, die Gesellschaft ließe sich durch die bloße Eroberung der politischen Institutionen verändern, daß er mit einem Wort in typisch reformistischer Weise die bürgerliche Ideologie übernimmt.[22]

Nachbemerkung

Die Anziehungskraft des »Reformismus« liegt darin, daß er sich konstruktiv bemüht, die Welt zu verbessern, ohne die Ausbeutungsverhältnisse zu destabilisieren. »›Wo bleibt das Positive?‹. In der dürftigen Zeit finden wir es nur in der Negation« (Agnoli 1990). Solche Meinungen findet Hirsch zutiefst anachronistisch. Wie würde er reagieren, wenn die Revolte ausbricht oder wenn ArbeiterInnen einfach für bessere Bedingungen streiken? Würde er sagen, daß ihr Streik anachronistisch, ja unpolitisch sei und dem radikalreformistischen Projekt der Demokratisierung der Staatsintervention – einschließlich der demokratischen Regulierung von Gesetz und Ordnung – schade? Daß er die »geschichtliche Aufgabe« der Vernunft nicht darin sieht, »Unbotmäßiges anzustiften und das jeweils Infame ... einfach zu zerstören« (Agnoli 1990), läßt nichts Gutes ahnen. Ansätze wie die von Hirsch wollen die negative Kritik am Kapitalismus in konstruktive demokratische Vorschläge für eine gerechte, sozial verantwortliche und

[22] Vgl. Holloway/Picciotto (1976).

ausgewogene Ausbeutung der Arbeit verwandeln. Man kann nur hoffen, daß die Vertreter dieser Vorstellungen nicht so verblendet und borniert sind, daß sie die absehbare Katastrophe denen anlasten, die sich einer Entwicklung entgegenzustellen wagen, die schon immer eine Katastrophe war. ■

Literatur:

Agnoli, J. (1967/1990): *Die Transformation der Demokratie und andere Schriften zur Kritik der Politik*, Freiburg: Ça ira.

Agnoli, J. (1990): »Destruktion als Bestimmung des Gelehrten in dürftiger Zeit«, *konkret* 2/90.

Anderson, P. (1992): *Zones of Engagement*, London: Verso.

Bellofiore, R. (1996): »Lavori in corso«, *Wildcat-Zirkular* 27.

Bonefeld, W. (1991): »The Reformulation of the State Theory«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Bonefeld, W. (1992): »Social Constitution and the Form of the Capitalist State«, in Bonefeld u.a. (Hg.): *Open Marxism Vol. I*, London: Pluto Press.

Bonefeld, W. (1993): *The Recomposition of the British State during the 1980s*, Aldershot: Dartmouth.

Bonefeld, W. (1996): »Geld, Gleichheit und Ausbeutung«, *Wildcat-Zirkular* 30/31.

Bonefeld, W. (1997): »Das Kapital als Subjekt und die Existenz der Arbeit«, *Wildcat-Zirkular* 36/37.

Bonefeld, W. und J. Holloway (Hg.) (1991): *Post-Fordism and Social Form*, London: Macmillan.

Bonefeld, W. und J. Holloway (Hg.) (1995): *Global Capital, National State, and the Politics of Money*, London: Macmillan [die Aufsätze aus diesem Band sind zum größten Teil erschienen in *Wildcat-Zirkular* 28/29 und 30/31; Anm. d. Übers.].

von Braunmühl, C. (1976): »Die nationalstaatliche Organisisiertheit der bürgerlichen Gesellschaft«, *Gesellschaft* 8/9, Frankfurt: Suhrkamp.

Brett, E.A. (1985): *The World Economy since the War*, London: Macmillan.

Burnham, P. (1996): »Kapital, Krise und das internationale Staatensystem«, *Wildcat-Zirkular* 30/31.

Clarke, S. (1988): *Keynesianism, Monetarism and the Crisis of the State*, Aldershot: Edward Elgar.

Clarke, S. (1988/1991): »Overaccumulation, Class Struggle and the Regulation Approach«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Clarke, S. (1991): »Introduction: The State Debate«, in S. Clarke (Hg.): *The State Debate*, London: Macmillan.

Clarke, S. (1991b): »What in the F...'s Name is Fordism«, in N. Gilbert, R. Borrows and A. Pollert (Hg.): *Fordism and Flexibility*, London: Macmillan.

Clarke, S. (1997): »Die globale Akkumulation des Kapitals und die Periodisierung der kapitalistischen Staatsform«, *Wildcat-Zirkular* 36/37.

Coser, L.A. (1956): *The Functions of Social Conflict*, Glencoe: Free Press.

Cox, R. (1992): »Global Perestroika«, in R. Miliband and L. Panitch (Hg.): *Socialist Register 1992*, London: Merlin Press.

Gambino, F. (1996): »Kritik am Begriff des Fordismus, wie ihn die Regulationsschule benutzt«, *Wildcat-Zirkular* 28/29.

Grossmann, H. (1929/1992): *Das Gesetz der Akkumulation und der Zusammenbruch des Kapitalismus.*

Hirsch, J. (1980): *Der Sicherheitsstaat*, Hamburg: VSA.

Hirsch, J. (1984): »Notes towards a reformulation of state theory«, vervielf. Manuskript, Athen.

Hirsch, J. (1989): *Kapitalismus ohne Alternative*, Hamburg: VSA.

Hirsch, J. (1991): »Fordism and Post-Fordism«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Hirsch, J. (1995): *Der nationale Wettbewerbsstaat*, Berlin: Edition ID-Archiv.

Hirsch, J. und R. Roth (1986): *Das neue Gesicht des Kapitalismus*, Hamburg: VSA.

Holloway, J. (1991): »The Great Bear«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Holloway, J. (1995): »Capital Moves«, *Wildcat-Zirkular* 21.

Holloway, J. (1996): »Globales Kapital und Nationalstaat«, *Wildcat-Zirkular* 28/29.

Holloway, J. (1997): »Vom Schrei der Verweigerung zum Schrei der Macht: Zur Zentralität der Arbeit«, *Wildcat-Zirkular* 34/35.

Holloway, J. und S. Picciotto (1976): »A Note on the Theory of the State«, *Bulletin of the CSE*, V. 2, no. 14, October.

Jessop, B. (1985): *Nicos Poulantzas*, London: Macmillan.

Kindleberger, C.P. (1969): *American Business Abroad*, New Haven: Yale University Press.

Laclau, E. (1994): »Wha are empty significants important in politics«, in J. Weeds (Hg.): *The Lesser Evil and the Greater God*, London: Rivers Oram Press.

Mandel, E. (1987): *Die Krise*, Hamburg: Konkret Literatur Verlag.

Marx, K. (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Berlin: Dietz Verlag.

Marx, K. und F. Engels, Werke (MEW), Berlin: Dietz Verlag.

Murray, R. (1971): »The Internationalisation of Capital and the Nation State«, *New Left Review* 67.

Negri, T. (1988): *Revolution Retrieved*, London: Red Notes.

Negri, T. (1989): *The Politics of Subversion*, Cambridge: Polity.

Negri, T. (1992): »Interpretation of the Class Situation Today«, in W. Bonefeld u.a. (Hg.): *Open Marxism Vol. II*, London: Pluto Press.

Pelaez, E. und J. Holloway (1991): »Learning to Bow«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Polanyi, K. (1977): *The Great Transformation: politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*, Wien: Europaverlag.

Poulantzas, N. (1974): *Politische Macht und gesellschaftliche Klassen*, Frankfurt/Main: Athenäum Fischer.

Psychopedis, K. (1991): »Crisis of Theory in Contemporary Social Sciences«, in Bonefeld/Holloway (1991).

Radice, H. (1984): »Is the National Economy a Myth?«, *Capital & Class* 22.

Ricardo, D. (1827/1980): *Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung*, Frankfurt/Main: Fischer.

Robertson, W. (1890): *Works Vol. II*, Edinburgh: Thomas Nelson.

Ruidrok, W. und R. van Tulder (1995): *The Logic of International Restructuring*, London: Routledge.

Weber, M. (1984), Max Weber, ein Lebensbild, 3. Aufl., München: Mohr.

Kommentar zu Joachim Hirsch: »*Globalización, Capital y Estado*«

John Holloway[1]

1. Ich bin seit über 20 Jahren ein Freund, Bewunderer und Kritiker von Joachim Hirsch. Ich muß wohl also kaum sagen, wie wichtig die Veröffentlichung dieses Buchs, des ersten Buchs von Hirsch auf spanisch ist. Ich gratuliere Gerardo Avalos zu seiner Herausgabe, die ihm sehr gut gelungen ist. Hirsch spielt eine extrem wichtige Rolle in der Entwicklung der Staatstheorie und in der Diskussion über die gegenwärtige Entwicklung des Weltkapitalismus, und die Übersetzung seiner Werke ins Spanische war sehr notwendig.

2. Ich will da anfangen, wo Gerardo Avalos sein Vorwort beginnt. Einleitend bemerkt er, wie wichtig Hirschs Arbeit in einer Welt ist, der es an Kritik mangelt, wobei er unter Kritik versteht, daß »Erscheinungen dem Gericht der Vernunft unterzogen werden, um ihr Wesen und deren Erscheinungsformen auszuloten« (9).

Wenn Kritik in diesem Sinne verstanden wird, dann ist klar, warum Hirschs Buch so wichtig ist. Er analysiert und synthetisiert mit der ihm eigenen Klarheit die gegenwärtigen Trends der kapitalistischen Entwicklung und ihre politischen Konsequenzen: die Globalisierung des Kapitalismus, die sich aus diesem Prozeß ergebenden Folgen für die Nationalstaaten, ihre Verwandlung in von ihm so genannte »nationale Wettbewerbsstaaten«, die zu äußersten Anstrengungen gezwungen sind, um Kapital in ihre Grenzen zu locken und es dort zu halten, die autoritären Folgen dieser Entwicklung und die daraus folgende »Aushöhlung« der Demokratie. All das wird überzeugend und klar dargestellt.

Bei aller Klarheit ist diese Darstellung problematisch. Zwar wird betont (93), daß die Globalisierung ganz und gar kein erfolgreiches und abgeschlossenes Projekt, sondern ein Projekt mit ungewissem Ausgang ist, aber es wird überhaupt nicht gefragt, worin seine Zerbrechlichkeit bestehen könnte. Zwar wird die Globalisierung als Strategie zur Lösung der Krise des Fordismus dargestellt, aber es wird

---

[1] Dieser Text ist eine Rede, die ich im Zusammenhang mit der Vorstellung von Hirschs Buch in Mexico-Stadt am 30. Mai 1997 gehalten habe. Hirschs Buch vereinigt eine Sammlung seiner neuesten Aufsätze mit einem Kurs, den er im Dezember 1995 an der UAM-Xochimilco in Mexico-Stadt gegeben hat. Dies ist das erste Buch mit Schriften von ihm auf spanisch: Joachim Hirsch: Globalización, Capital y Estado, Edicion y Prólogo de Gerardo Avalos Tenorio, Mexico-Stadt: UAM-Xochimilco, 1996.

nicht gefragt, worin diese Krise besteht. Zwar ist die massive Verwandlung von Produktivkapital in Geldkapital mit Sicherheit einer der wichtigsten Aspekte der sogenannten Globalisierung des Kapitals, aber das wird nirgendwo erwähnt. Die Zunahme der internationalen Bewegung des Geldes wird als Ergebnis einer bewußten Entscheidung der Nationalstaaten beschrieben (97), aber ohne daß irgendein Versuch gemacht würde, die Bedeutung des Geldes theoretisch zu begreifen. Der Staat wird in Hirschs Arbeit zwar allgemein aus dem Kapitalverhältnis abgeleitet, aber hier erscheint er eher als Staat, der das Kapital kontrolliert, denn als Moment des Kapitals. Die Frage der Überwindung des Kapitalismus wird zwar immer noch als sinnvoll betrachtet (128), aber als Weg nach vorn wird ein »radikaler Reformismus« gesehen, ein Kampf für Demokratie – für eine Demokratie jenseits von staatlichen institutionellen Strukturen, die aber die Frage nach dem Fortbestand des Kapitalismus offen läßt. Und so weiter.[2]

Alle diese besonderen Probleme weisen m.E. auf ein tieferliegendes Problem hin, das mit dem Thema zusammenhängt, das Gerardo im Vorwort zu dem Buch anspricht – die Frage der Kritik.

3. Gerardo verweist auf die Bedeutung der Kritik als Urteil oder Verurteilung – daß »Erscheinungen dem Gericht der Vernunft unterzogen werden«. Sie läßt sich aber auch anders verstehen: als Einführung des Subjekts in das Objekt, als zerstörerische, subversive, freudige Unterwanderung des Objekts (dessen was außerhalb unserer selbst steht) durch das Subjekt (durch uns selbst).

In diesem zweiten Sinne benutzte Marx den Begriff »Kritik«. So stellt er in der *Einführung in die Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie* klar, daß die Kritik der Religion nicht in der Verurteilung der Religion oder einem Urteil über sie besteht, sondern im Begreifen, daß die Menschen Gott schaffen, daß das, was scheinbar außerhalb unserer selbst und über uns steht, nämlich Gott, unsere Schöpfung ist. Durch diese Kritik hört die Kategorie Gott nicht auf zu bestehen, aber in ihr wird eine Bombe gelegt. Wir verstehen, daß in der Kategorie Gott das Subjekt verborgen ist: der Schöpfer und mögliche Zerstörer Gottes, wir selbst, die Menschheit. Jetzt begreifen wir Gott, der ewig schien, als zerbrechlich und instabil. Sobald sie kritisiert ist, wird die Kategorie ein Vulkan[3]: außen ist sie ruhig, aber in ihr

---

[2] Dieser Kommentar verdankt einem unveröffentlichten Artikel von Werner Bonefeld viel: »Postfordismus, Globalisierung und die Zukunft der Demokratie: Zu Joachim Hirschs ›Der nationale Wettbewerbsstaat« [siehe die vorstehende Übersetzung dieses Beitrags, Anm.d.Ü.].

[3] Wir Einwohner von Puebla sind von Vulkanen besessen. Seit die Zapatisten am 19. Dezember 1994 die mexikanische Armee ausmanövrierten, ohne einen einzigen Schuß abzugeben, stößt der Popocatepetl Rauch und Asche aus, und wir leben mit der ständigen Möglichkeit eines Ausbruchs – in der Natur und in der Gesellschaft.

schlummert die Möglichkeit einer Explosion; äußerlich ist sie ein Objekt, aber ihre Existenz hängt völlig vom schöpferisch-zerstörerischen Subjekt ab, von uns.

So ist es auch mit der Marx'schen Kritik des Werts, des Geldes und des Kapitals. Die Kritik besteht nicht darin, das Kapital zu verurteilen (es dem Gericht der Vernunft zu unterwerfen), sondern darin, zu verstehen, daß der Wert (und daher das Geld und das Kapital) von der menschlichen Arbeit konstituiert werden. Scheinbar herrscht der Wert/das Geld/das Kapital (der Gott der kapitalistischen Gesellschaft), aber er ist vollkommen abhängig von seiner Schöpferin und möglichen Zerstörerin, der menschlichen Kreativität – der kreativen Menschheit. Das Kapital existiert natürlich weiter, aber jetzt begreifen wir, daß es nicht ewig ist, wie es erschien, sondern daß seine Existenz selbst instabil, zerbrechlich, vulkanisch ist und daß wir das schöpferisch-zerstörerische Feuer sind, daß in seinem Innern brennt. Genau um diese vulkanische Spannung zwischen dem Kapital, das herrscht, und der menschlichen Arbeit, von der es dennoch abhängt, geht es im *Kapital.*

Kritik heißt, daß die Kategorien selbst explosiv sind, daß sie Vorstellungen eines eingedämmten, aber nicht eindämmbaren Widerspruchs sind, daß die Identität die vulkanische Hülle der Nicht-Identität ist. Die Kategorien sind explosiv, weil wir uns in ihrem Innersten befinden. Das Kapital ist explosiv (und gewalttätig), weil wir die subversive, chaotische Kraft in seinem Innersten sind. Kritik – die Aussage, daß das Objekt vom Subjekt geschaffen ist – bedeutet nicht die Verurteilung des Objekts sondern eine Hymne auf die Macht des Subjekts, selbst wenn das Subjekt gefangen, eingesperrt und entfremdet ist. Unsere Hoffnung liegt in der schöpferischen (und daher zerstörerischen) Macht des Subjekts, der Arbeit. Die Möglichkeit, realistisch über eine Welt nachzudenken, in der es keine Käfige gibt, liegt im Wissen, daß wir selbst unseren Käfig schaffen und ständig neu erschaffen.

4. Was hat das mit Hirsch zu tun? In diesem zweiten Sinne, im marxistischen Sinne ist Hirschs Theorie nicht kritisch. Bei Hirsch gibt es kein schöpferisch-zerstörerisches Subjekt und daher auch keine explosive Kraft im Innersten des Kapitalismus. Seine Kategorien sind nicht vulkanisch, sein Kapitalismus ist stabil. Das Kapital ist das Subjekt seiner Welt, aber kein Kapital, dessen Existenz, dessen Produktion und Reproduktion von der Arbeit (der menschlichen Kreativität) abhängt, kein Kapital, dessen Ordnung ständig von der chaotischen Anwesenheit des Subjekts in seinem Innersten unterwandert wird. Die Arbeit (die menschliche Kreativität) erscheint (falls sie überhaupt erscheint) nur als etwas, was außerhalb der alles einhegenden Bewegung des Kapitals stattfindet, nicht als unermüdliche Aufsässigkeit, die das Kapital überhaupt erst in Bewegung bringt, nicht als Widerspruch, der bedeutet, daß die Existenz des Kapitals in permanenter Flucht besteht.

Daher hat das Kapital bei Hirsch alles unter Kontrolle. Daher erscheint die Globalisierung als bewußte Strategie und nicht als brutale und verzweifelte Flucht.

Daher wird die Unkontrollierbarkeit des Geldes verschwiegen. Daher werden die Verwandlung von Produktivkapital in Geldkapital und die enorme Ausweitung des Kredits – beides klare Anzeichen für die Abhängigkeit des Kapitals von der Arbeit – nicht erwähnt. Daher beschränkt sich die politische Perspektive letztenendes auf die Fortsetzung des postfordistischen Kapitalismus.

Wenn man nicht vom Kapital als (verurteiltem, aber nicht kritisierten) Subjekt des Kapitalismus ausgeht, sondern von einem kritischen Begriff des Kapitals als einem gesellschaftlichen Verhältnis, das von der Arbeit produziert ist und von ihr abhängt, dann erscheint die Globalisierung in einem anderen Licht. Im Kern ist die sogenannte Globalisierung die brutale, aber verzweifelte Flucht des Kapitals vor der Arbeit, der brutale, aber verzweifelte Kampf des Kapitals, die Unterwerfung der Arbeit neu zu strukturieren und neu durchzusetzen. Die Krise des Kapitalismus (die Hirsch als Krise des Fordismus bezeichnet) ist die Krise der Fähigkeit des Kapitals, die Arbeit ausreichend zu unterwerfen, um die Profite herzustellen, die das Kapital zu seiner Reproduktion braucht. Angesichts dieser Krise besteht die Lösung des Kapitals nicht darin, sich hinzusetzen und sich eine Globalisierungsstrategie auszudenken, wie Hirsch meint. Seine Reaktion ist weitaus weniger würdevoll und weitaus effektiver: Es flieht. Die typische Waffe des Kapitals ist nicht die Verschwörung, sondern die unkoordinierte Flucht. Angesichts der Schwierigkeit, Profite durch die produktive Ausbeutung der Arbeit zu erzielen, verwandelt sich das Kapital in Geld und zieht durch die Welt auf der Suche nach neuen Ausbeutungsmethoden und neuen Menschen, die es ausbeuten kann. Die Gewalt dieser Flucht haben wir Bewohner Mexikos in den letzten zweieinhalb Jahren alle intensiv miterlebt. Sie ist gewalttätig, aber trotzdem eine Flucht. Das massenhafte Bestehen von Kapital als Geld in Bewegung läßt sich nur als Flucht vor der Unfähigkeit des Kapitals verstehen, die Arbeit so weit unterzuordnen, daß sie den Mehrwert produziert, den es braucht, trotz aller sehr realer Umstrukturierung des Arbeitsprozesses in den letzten paar Jahren.

Die »Globalisierung« ist ein gewalttätiger Angriff des Kapitals auf die Arbeit, auf die Menschen dieser Welt, aber sie ist keine bewußte, kontrollierte Strategie, und sie ist viel instabiler, als Hirsch meint. Wir sind diese Instabilität: unsere Aufsässigkeit, unser Kampf darum, Menschen zu sein, unser Kampf um Würde. Eben weil die gegenwärtige Phase (und nicht nur »Strategie«) des Kapitalismus so gewalttätig und so instabil ist, und weil wir die treibende Kraft dieser Instabilität sind, müssen wir nicht nur eine Politik innerhalb des und gegen den Kapitalismus machen, sondern eine Politik, die über den Kapitalismus hinausweist, keine Politik des radikalen Reformismus, sondern eine Politik der *Würde*. ■

Offener Brief an John Holloway

Lieber John,

in den letzten zwei Jahren haben wir Texte von Dir übersetzt und im Wildcat-Zirkular veröffentlicht.[1] Im Frühjahr hast Du uns deinen Text »Dignity's Revolt« geschickt und gefragt, ob wir ihn übersetzen und veröffentlichen wollen.[2] Wir wollen nun erläutern, warum wir mit diesem Text unzufrieden sind, und damit eine öffentliche Diskussion einleiten. Deine Anfrage zu »Dignity's Revolt« war ein Anlaß für uns, einige Kritikpunkte an Deinem theoretischen Konzept schriftlich zu formulieren. Der Brief besteht aus drei Teilen: zuerst werden wir den Hintergrund unserer Gruppe erläutern, insofern dies für das Verständnis unserer Einwände wichtig ist (A). Dann wollen wir auf einen zentralen Kritikpunkt am Text »Dignity's Revolt« eingehen, ohne den gesamten Text zu diskutieren, und ohne in eine Debatte über die EZLN selber einzusteigen (B). Am Schluß wollen wir am Begriff der Arbeit erläutern, in welche Richtung wir uns eine weitere Diskussion vorstellen könnten (C).

A. Wie entstand Wildcat und was sind unsere Probleme

Vom Jobberansatz zur Militanten Untersuchung

Anfang der 80er Jahre war der Zyklus der Fabrikarbeiterkämpfe vorbei, aber für viele junge Menschen war es unvorstellbar, sich in der Lohnarbeit einzurichten und bis zur Rente an einem Arbeitsplatz zu schuften. Wir selber lehnten es außerdem ab, über eine berufliche Karriere individuell einen besseren Tribünenplatz in der kapitalistischen Hierarchie zu erreichen. Daraus speiste sich die Verhaltens-

---

[1] Folgende Texte von John Holloway haben wir übersetzt und im Wildcat-Zirkular veröffentlicht: »Capital Moves« in Nr. 21; »Der Abgrund tut sich auf: Aufstieg und Fall des Keynesianismus« und »Globales Kapital und Nationalstaat« in Nr. 28/29; Einleitung und Schlußfolgerung des Buchs »Global Capital, National State and the Politics of Money« in Nr. 30/31; »Vom Schrei der Verweigerung zum Schrei der Macht: Zur Zentralität der Arbeit« und »Krise, Fetischismus, Klassenzusammensetzung« in Nr. 34/35.

[2] Der Text soll in einem Buch mit dem vorläufigen Titel »The International of Hope: Reflections on the Zapatista Uprising« (Pluto Press, London) erscheinen. Er kann über das Wildcat-Zirkular (Adresse in Köln) als Kopie oder e-mail bestellt werden.

weise des Jobbens: für kurze Zeit irgendeine beschissene Arbeit machen, um dann wieder Zeit für sich selber, für den politischen Kampf und das Vergnügen zu haben. Formal betrachtet arbeiteten wir unter Bedingungen, die von der Soziologie später als »prekär« im Sinne einer einseitigen Maßnahme des Kapitals bezeichnet wurden. Aber damals war es noch leichter möglich, die Regelungen des Arbeitsrechts und den Sozialstaat für unsere Bedürfnisse zu nutzen.

Aus dem Versuch, diese Verhaltensweisen zu politisieren und sie gezielt als Kampf gegen die Arbeit und für eine revolutionäre Perspektive ins Spiel zu bringen, entstanden »Jobbergruppen«. Sie waren eine Form von Selbstorganisation, bei der es um gegenseitige Unterstützung, Solidarität gegen die Chefs und Verbreitung von Erfahrungen ging. Eine Gruppe in Karlsruhe griff dabei theoretische Diskussionen aus Italien auf, in denen diese »Figur« des Jobbers als ziehendes proletarisches Subjekt betrachtet wurde: Durch ihre Ablehnung der Arbeit und die tendenzielle Ausweitung dieser Verhaltensweisen stehe diese Figur im Zentrum eines Prozesse der Klassenneuzusammensetzung. Sie verkörpere durch ihre Mobilität auf dem Arbeitsmarkt, ihre umfassende Qualifikation bei gleichzeitiger Ablehnung des kapitalistischen Kommandos die Tendenz zum Kommunismus. Aufgrund ihrer Beweglichkeit entwickele sie an keinem Punkt mehr eine Identifikation mit dem Kapital und praktiziere daher in zugespitzem Maße Kampfformen wie Sabotage und wilde Streiks.

Das deckte sich mit Erfahrungen, die wir in Fabriken, auf Baustellen oder bei Leiharbeitsfirmen machten. Aber wir merkten auch, daß die »Jobber« eine äußerst heterogene und marginale Gruppe innerhalb der Arbeiterklasse blieben, und viele nur eine individualistische Verweigerung der Arbeit praktizierten. Während einige der Jobbergruppen daraus den Schluß zogen, sich zu institutionalisieren und zu Beratungsstellen für sozialstaatliche Leistungen zu werden (was dann als »Arbeitslosenbewegung« bezeichnet wurde), schlug die Gruppe in Karlsruhe – aus der später die Zeitschrift »Wildcat« entstand – eine umfassende Diskussion über die Arbeiterklasse als Ganze vor. Für das theoretische Verständnis von Kapitalismus und Klassenkampf wurde dabei vor allem der italienische »Operaismus« bedeutsam.[3] Insbesondere die frühen Texte aus dieser Strömung (u.a. von Romano Alquati) halfen uns dabei, die Mystifizierungen des Kapitals im unmittelbaren Produktionsprozesses zu entschlüsseln. Die operaistische Kritik bot nicht nur die Grundlage für eine theoretisch revolutionäre Auseinandersetzung mit der Welt, sondern zugleich ein praktisches Instrumentarium. In Anlehnung an Untersuchungskonzepte des Operaismus schlugen wir der undogmatischen und nicht-

[3] Wichtige Texte wurden von uns erneut veröffentlicht oder zum ersten Mal übersetzt, in Thekla 5, 6, 7, 9; zur Entstehungsgeschichte des »Operaismus« siehe den Artikel »Renaissance des Operaismus« in: Wildcat Nr. 64/65.

leninistischen Linken eine breit angelegte »Militante Untersuchung« innerhalb der Arbeiterklasse vor. Der Vorschlag blieb aber minoritär. Die einzigen, die sich damals noch für die Arbeiterklasse interessierten, waren leninistische und stalinistische »Parteien«, mit denen wir nichts zu tun haben wollten.

Mit dem Projekt der »Militanten Untersuchung« wollten wir aus der Kritik des Produktionsprozesses als widersprüchlicher Einheit von Arbeits- und Verwertungsprozeß heraus eine revolutionäre Kritik des Kapitalismus entwickeln. Die fetischhafte Macht des Kapitals, die uns in der Produktion als Technologie, Arbeitsteilung und entfremdete Kooperation feindlich entgegentritt, versuchten wir in Diskussionen, Befragungen und gemeinsamen Kampfinitiativen zusammen mit unseren KollegInnen zu entmystifiziern. Wir wollten mitkriegen, wo und wie die ArbeiterInnen in ihren Kämpfen diese Mystifizierungen selber durchbrechen und damit ihre produktive Kooperation als Macht gegenüber dem Kapital und als Möglichkeit des Kommunismus erkennen.

Mit diesem Ansatz war eine Auffassung von »Klasse« und »Klassenkampf« verbunden, die im völligen Gegensatz zum traditionellen Verständnis in der marxistischen Theorie und in der Arbeiterbewegung stand. Die Reduktion des Klassenkampfs auf eine ökonomische Frage der Verteilung und des Lohns kritisierten wir als Ideologie der Arbeiterbewegung, und diese selbst als ein wesentliches Moment der Vermittlung und politischen Abschwächung des Klassenantagonismus. Dabei war es wichtig, daß schon in den 70er Jahren eine Reihe von Gruppen sich am Operaismus orientiert und davon ausgehend eigene Untersuchungen durchgeführt hatten (siehe z.B. das 1974 erschienene Buch »Die ›andere‹ Arbeiterbewegung« von Karl Heinz Roth).

Unsere Erfahrungen Anfang und Mitte der 80er Jahre in Fabriken, bei Leiharbeitsfirmen oder auf Baustellen machten uns klar, daß der alltägliche Klassenantagonismus keineswegs verschwunden war, wie viele Linke behaupteten. Wir stießen auf vielfältige untergründige Konflikte und sahen, welch enorme Probleme das Kapital bei der Einführung neuer Produktionstechnologien oder arbeitsorganisatorischer Modelle hatte. Also genau das, was Du am Ende Deiner Analyse des Keynesianismus' feststellst: *»Die gesellschaftlichen Kräfte, die dem Kapital die Anerkennung der Arbeitermacht aufgezwungen hatten, existierten noch immer, und zwar stärker denn je, und durch bloße Erklärungen von Politikern ließen sie sich nicht abschaffen.« (»Der Abgrund tut sich auf...«, Wildcat-Zirkular 28/29, S. 47)*

Ab Mitte der 80er Jahre tauchten in Europa neue Klassenkämpfe auf, die sich aus der traditionellen Umklammerung durch die Gewerkschaften lösten. ArbeiterInnen traten selber als Subjekte ihrer Kämpfe auf, und ihre Radikalität verkörperte ein neues offensives Moment. Diese Kämpfe fanden überwiegend in »neuen« Sektoren (öffentlicher Dienst, Transport, Krankenhaus, Schulen, Banken, aber auch in einigen »modernisierten« Fabriken) statt und schienen daher eine neue Klassenzusammensetzung zu repräsentieren. Wir dachten, daß in ihnen eine revolutionäre

Perspektive wieder praktisch greifbar werden könnte. Im Unterschied zu den Kämpfen der Gewerkschaften für ein friedliches Sich-Einrichten in der Ausbeutung war hier wieder eine umfassende Feindschaft gegenüber der kapitalistischen Gesellschaft zu spüren. An der Bewegung der Krankenschwestern 1989 waren wir selbst aktiv beteiligt und erlebten, welche Initiativen ohne den den hinderenden Einfluß der Gewerkschaften möglich waren.

Deshalb schenkten wir den theoretischen Debatten in den 80er Jahren keine besondere Aufmerksamkeit. Wir registrierten das Überwechseln der allermeisten intellektuellen Linken auf die Seite des Kapitals, dachten aber, daß sich im Zusammenhang mit den neuen Klassenkämpfen die theoretischen Fragen aus dem Innern der Kämpfe heraus angehen lassen. Anders gesagt, wir hielten unser theoretisches Fundament für ausreichend, um aus der Arbeiterklasse heraus zu einem revolutionären Projekt zu kommen.

Der Umbruch '89 und die Folgen

Anfang der 90er Jahre schlugen wir einem Kreis der revolutionären Linken in Europa vor, ein gemeinsames Untersuchungsprojekt über die Situation in der Arbeiterklasse anzugehen. (Dieser Vorschlag wurde später in Eurer Zeitschrift »Common Sense« noch einmal aufgegriffen, siehe Ed Emery, No Politics without Inquiry: A Proposal for a Class Composition Inquiry Projekt 1996-7, in: Common Sense, Nr. 18.) Einige GenossInnen aus anderen Ländern hielten es aber für vordringlicher, angesichts der welthistorischen Umbrüche unsere theoretischen Konzepte zu überprüfen. Damals gingen wir selber noch sehr optimistisch an den Zusammenbruch des realexistierenden Sozialismus heran.

1988/89 hatte sich in Westdeutschland eine Intensivierung der Klassenkämpfe abgezeichnet, im Verlauf des Umbruchs in der DDR kam es – zu heute längst vergessenen – Massendiskussionen in den dortigen Betrieben über eine gesellschaftliche Perspektive jenseits von Kapitalismus und DDR-Sozialismus, und mit der wirtschaflichen Ruinierung der ehemaligen DDR entwickelte sich dort eine breite Kampfbewegung gegen Fabrikschließungen und soziale Verschlechterungen. Trotzdem gelang es uns nicht mehr, aus diesen zahlenmäßig zunehmenden Kämpfen eine kommunistische Perspektive herauszulesen. Mit dem Massaker des Golfkriegs 1991 und der Wirtschaftskrise, die in Deutschland nach dem Vereinigungsboom etwas verspätet 1993 einsetzte und zur Hinnahme von Arbeitsintensivierung und sozialen Verschlechterungen auf breiter Front führte, konnte unser anfänglicher Optimismus nicht mehr überzeugen.

Bisherige revolutionäre Konzepte und Gewißheiten wurden nachhaltig erschüttert. Kampfinitiativen in den Betrieben hatten nur noch einen defensiven Charakter bis hin zum Betteln um Arbeitsplätze. Die Linke konzentrierte sich auf die Fragen von Rassismus, Faschismus und Nationalismus, ohne diese noch in

einen Zusammenhang zum Klassencharakter des Kapitalismus und dessen revolutionärer Überwindung stellen zu können oder zu wollen. Daher gewannen in der politischen Diskussion verstärkt Theorien an Einfluß, die sich schon seit den 80er Jahren von der radikalen Kritik der Klassengesellschaft verabschiedet hatten (was Ihr z.B. an den Theorien von Hirsch im einzelnen nachgezeichnet und kritisiert habt). Unser Problem war es dabei nicht, zu Anhängern solcher Theoreme zu werden und den Klassencharakter dieser Gesellschaft zu vergessen. Ein großer Teil der Arbeit an der Zeitschrift »Wildcat« bestand darin, die Klassenkämpfe auf der Welt darzustellen und zu analysieren, die nach '89 keineswegs verschwunden waren. Aber es brachen auch Kämpfe und Kriege aus (Golfkrieg, Jugoslawien, Tschetschenien, Somalia, Rwanda ...), die eher die Tendenz zur Barbarei anzudeuten schienen, als zur Befreiung von der Kapitalherrschaft.

Die Bedeutung Eurer theoretischen Bemühungen für unsere Diskussion

In dieser Situation hielten wir es für uns notwendig, unsere theoretischen Grundlagen zu überprüfen, bzw. neu zu entwickeln. Die Auseinandersetzung mit den »neuen« linken Theorien, die sich von einer radikalen Feindschaft gegenüber dem Kapitalismus verabschiedet hatten, erwies sich als notwendiger, als wir gedacht hatten. Sie boten plausible Erklärungen für die neuen Entwicklungen, denen wir wenig entgegenzusetzen hatten.Die operaistische These »die Arbeiter produzieren die Krise« wurde nichtssagend, da die offensichtliche Krise des Kapitals in keinem unmittelbaren Zusammenhang zu offensiven Arbeiterkämpfen stand. Wie ließ sich diese Krise dann begreifen, ohne Zuflucht zu den »objektiven Gesetzmäßigkeiten« der marxistischen Lehrbücher oder der in Mode gekommenen regulationstheoretischen Interpretation zu nehmen? Wie ist es zu erklären, daß die Arbeiterklasse gravierende Verschlechterungen hinnehmen muß, ohne daß sich radikale Kämpfe entwickeln? Und warum kommt das Kapital trotz dieser scheinbaren Schwäche der Arbeiterklasse nicht aus seiner Krise heraus?

Wir haben daher mit einer intensiven theoretischen Diskussion über diese Fragen begonnen und uns dazu alle möglichen Theorien zur aktuellen Krise angeguckt (von den Regulationisten bis zur Weltsystemtheorie von Wallerstein). Es war ein besonderer Glücksfall, daß wir dabei auf Eure Texte gestoßen sind, die im Unterschied zu den meisten anderen Theorien von derselben Fragestellung wie wir ausgehen. Ihr kritisiert radikaler Weise die neuen linken Theorien als Kapitulation vor den Aufgaben der revolutionären Theorie. Gegen die scheinbare Übermacht des Kapitals wird daran festgehalten, daß es sich nicht um eigenständige »Dinge« oder »Strukturen« handelt, sondern um ein gesellschaftliches Verhältnis, dem der Antagonismus eingeschrieben ist. Von der Konstituiertheit der gesellschaftlichen Verhältnisse ausgehend versucht Ihr, eine andere Erklärung der aktuellen Entwicklung zu entwerfen.

Gerade weil wir uns in der Fragestellung mit Euch einig sind, halten wir eine genauere Diskussion um Deine Thesen für wichtig und produktiv. Es geht uns darum, zu einer revolutionären Theorie zu kommen, die praktische Bedeutung hat. Dazu muß sie sich auf die Realtität der heutigen Arbeiterklasse beziehen. Wir können uns ein solches Projekt nur als ein kollektives, also als Diskussion und Zusammenarbeit von vielen vorstellen. Es geht uns nicht darum, sofort Antworten zu bekommen, sondern einen Prozeß des Fragens und Untersuchens in Gang zu bringen. Um es vorwegzunehmen: das Hauptproblem, das wir mit Deinen Texten haben, besteht darin, daß sie an vielen Punkten den revolutionären und entmystifizierenden Ansatz nicht radikal genug durchführen. Dies mag daran liegen, daß Du oft zu schnell allgemeingültige Antworten geben willst, wo es heute wichtiger wäre, unsere Fragen und Probleme offenzuhalten, um einen kollektiven theoretischen Prozeß einzuleiten.

B. »Würde« und »Humanismus« – eine Flucht ins Unhistorische?

Im Text »Dignity's Revolt« willst Du die EZLN und den Aufstand in Chiapas gegen Kritik von linker Seite in Schutz nehmen. Dazu entwickelst Du einen umfassenden Begriff der »Würde« (»dignity«), der in den Texten der Zapatisten immer wieder auftaucht.

Der Aufstand in Chiapas war auch für uns eine der wichtigsten Bewegungen nach 1989 und nach dem Golfkrieg. Er setzte die weltweite Revolution wieder auf die Tagesordnung. Hier wie überall in der Welt verkörperte er ein neues Gefühl von Revolte, von Mut und revolutionärer Hoffnung. Er setzte der Stimmung etwas entgegen, der Kapitalismus habe endgültig gesiegt und Revolution sei unmöglich geworden. Wir hofften daher, daß mit dem Aufstand in Chiapas eine neue revolutionäre Debatte in Gang kommen könnte. Dies umso mehr, als die Zapatisten dies selbst anzuregen schienen, indem sie zu den internationalen Versammlungen »gegen den Neoliberalismus« einluden.

Dreierlei mußten wir aber bald feststellen:

1. Die Unterstützungsbewegung mit den Zapatisten blieb auf die klassische Form von Solidaritätsarbeit beschränkt. Es gelang in diesem Rahmen nicht, eine umfassende revolutionäre Diskussion zu führen. Der Aufstand in Chiapas war »toll« und »wichtig«, aber er war weit weg und hatte mit den Verhältnissen hier nichts zu tun.

2. Hinter der Parole »gegen den Neoliberalismus« versammelte sich schnell ein breites Spektrum von politischen Strömungen, von denen der größte Teil keineswegs revolutionär ist. Es gibt eine starke bürgerliche Kritik am »Neoliberalismus« (zum Beispiel unter dem Schlagwort »Turbokapitalismus«, das von dem

rechtskonservativen Militärstrategen Edward Luttwak in den USA in Umlauf gebracht wurde), der es nicht um den Umsturz der kapitalistischen Verhältnisse, sondern um ihre Rettung geht. Der »ungezügelte Kapitalismus« müsse vor seiner eigenen Selbstzerstörung bewahrt werden. Die Epoche des »Keynesianismus« wird dabei zu einem »goldenen Zeitalter« verklärt. Gerade wegen dieser Position, die von vielen Linken geteilt wird, fanden wir Deine Kritik am Keynesianismus wichtig und hilfreich.

3. Von der EZLN selber kamen keine Hinweise, daß sie diesen Verlauf kritisieren würde. Ihre Position – sowohl zu den Fragen der Entwicklung in Mexiko, wie auf der Welt – wurden dabei nicht nur von orthodox-marxistischen Gruppen in Frage gestellt, auf die Du Dich in »Dignity's Revolt« beziehst. Sie wurde auch von Leuten kritisiert, die sich ausdrücklich als Teil einer antileninistischen und undogmatischen Tendenz verstehen.[4]

Es genügt uns nicht, aus den Erklärungen der Zapatisten ein neues Modell der Revolution herauszulesen und alle Probleme damit wegzuinterpretieren. Es reicht auch nicht aus, nur die Erklärungen der Zapatisten zu nehmen und daraus etwas über den Charakter dieses Kampfes und Aufstands zu sagen, sondern wir müssen uns damit befassen, wie die Menschen dort leben, produzieren und kämpfen; wie sich ihr Kampf ganz materiell in den internationalen Klassenkonflikt einordnet. Gerade dazu findet sich in dem Text »Dignity's Revolt« kaum etwas. In seiner unhistorischen Allgemeinheit könnte er genausogut dazu dienen, den Befreiungskampf der Sandinisten oder irgendeiner anderen Befreiungsbewegung in irgendeiner anderen Zeit zu verteidigen.

Unser Hauptproblem mit deinem Text »Dignity's Revolt« läßt sich an der Überschrift des VI. Abschnitts verdeutlichen: *»Dignity is the revolutionary subject. Dignity is a class concept, not a humanistic one.«* (Diese und alle folgenden nicht ausgewiesenen Zitate stammen aus »Dignity's Revolt«.) Dem darin enthaltenen Anspruch würden wir zustimmen: es gibt eine unüberwindbare Trennung zwischen humanistischen und revolutionären Konzepten. Während sich humanistische Ansätze auf ein ideales, philosophisches Menschsein und eine abstrakte, unhistorische »Menschlichkeit« beziehen, geht die revolutionäre Theorie von den historisch wirklichen Menschen aus. Sie sieht nicht »den Menschen« als das revolutionäre Subjekt, sondern die wirklichen Menschen, die in allen bisherigen Gesellschaften in antagonistische Klassen gespalten sind. Subjekt der revolutionären Veränderung ist damit die Klasse der Produzenten, die von der herrschenden Klasse ausgebeutet wird. Die bestimmten historischen Formen der Herrschaft und des Klassenkampfs

---

[4] Im Wildcat-Zirkular Nr. 22 haben wir z.B. Texte von Sylvie Deneuve/Charles Reeve aus Frankreich und von Katerina aus Griechenland übersetzt.

ergeben sich aus der *»spezifischen Form, in der Mehrarbeit ausgepumpt«* wird (wie Du in Anlehnung an Marx z.B. in dem Aufsatz »Krise, Fetischismus, Klassenzusammensetzung« betonst).

Die Zapatisten sprechen nicht von Klasse, sondern von »Zivilgesellschaft«. Du rechtfertigst das damit, daß die *»alten Wörter«* so *»abgedroschen«* seien, daß sie mehr Unheil anstiften als klären. Der Klassenbegriff sei im orthodoxen Marxismus als *»definitorischer Begriff«* verwandt worden, bei dem es nur um die Frage der Zugehörigkeit zu einer Klasse gehe. Üblicherweise sei die Klasse so definiert worden: *»diejenigen, die ihre Arbeitskraft verkaufen, um zu überleben«*, oder: *»diejenigen, die Mehrwert produzieren und unmittelbar ausgebeutet werden«*. Damit sei die Arbeiterklasse zu einer Frage der Definition geworden und zwar einer Definition, die von der *»Unterordnung unter das Kapital«* ausgeht. Die Kämpfe der Menschen seien danach beurteilt worden, zu welcher Klassifikation sie gehören. Dies habe z.B. dazu geführt, den Klassenkampf aufgrund des Rückgangs der städtischen Fabrikarbeiter als unwichtig für die sozialen Veränderungen zu betrachten. Oder es sei damit unmöglich geworden, sich auf neue Formen des Kampfes wie Studentenbewegung, Feminismus und Ökologie zu beziehen. Daher willst Du diesem definitorischen, klassifizierenden Begriff von Klasse einen anderen entgegensetzen, der vom Antagonismus und nicht von der Klassenzugehörigkeit (Klassifikation) ausgeht.

Das Problem eines definitorischen Klassenbegriffs sehen wir genauso, es ist ein Problem von Subjekt und Objekt: die Klasse über Zugehörigkeit aufgrund objektiv zuschreibbarer Merkmale zu definieren, führt zu politischen Konzepten, die sich die Klasse zum Objekt ihrer Politik machen. Es geht dann nicht um Selbstbefreiung und Selbstveränderung der Klasse, sondern sie wird zum Objekt einer politischen Partei (wie es im Leninismus der Fall ist). Im »revolutionären Prozeß« ist dann nicht die Klasse das Subjekt, sondern eine Partei, die sie führt oder vertritt. Gegen diese Auffassung des Parteikommunismus haben auch wir eingewandt, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur die Tat der Arbeiterklasse selber sein kann.

Zunächst bestimmst Du den Charakter des Antagonismus zwischen den Klassen über die Fetischtheorie: *»Obwohl dieser Antagonismus als eine enorme Fülle verschiedener Konflikte erscheint, kann gezeigt werden (und wurde von Marx gezeigt), daß der Schlüssel zum Verständnis dieses Antagonismus und seiner Entwicklung in der Tatsache liegt, daß die gegenwärtige Gesellschaft auf einem Antagonismus beruht, dergestalt, daß das unterscheidende Merkmal der Menschlichkeit, nämlich kreative Aktivität (Arbeit im umfassendsten Sinne), organisiert wird. In der kapitalistischen Gesellschaft wird die Arbeit sich selbst entgegenstellt, von ihr selbst entfremdet; wir verlieren die Kontrolle über unsere eigene kreative Aktivität.«* Dieser Gegensatz zwischen der Kreativität und ihrer eigenen Negation sei der Antagonismus zwischen Arbeit (labour) und Kapital. Daher sei es kein Kon-

flikt zwischen zwei sich äußerlichen Kräften, »sondern zwischen Arbeit (menschliche Kreativität) und entfremdeter Arbeit«. Auf den Arbeitsbegriff, den Du hier verwendest, werden wir gleich noch eingehen. Hier wollen wir nur festhalten, daß es auch uns darum geht, den Klassenkonflikt als ein dialektisches und nicht äußerliches Verhältnis zu bestimmen. Die Menschen produzieren die Verhältnisse selbst, in denen sie leben, und doch werden sie von ihnen beherrscht. Es ist keineswegs einfach, sich dieses ver-rückte Verhältnis theoretisch klar zu machen.

Es stellt sich sofort die Frage, warum wir unsere eigene Welt in dieser verrückten Weise produzieren. Zu sagen, daß diese Negation durch die »Unterordnung der menschlichen Aktivität unter den Markt« geschieht, erklärt es nicht, sondern bezeichnet nur die Form. Und diese Form muß aus dem spezifischen Inhalt, dem spezifischen historischen Charakter der Arbeit erklärt werden. Du weichst diesem Problem aus, indem Du die Subjektivität, die sich selbst gegenüber eine entfremdete Objektivität erschafft, zu einer immer dünneren, abstrakteren und unhistorischen Restgröße machst: *»Menschlichkeit (die unterdrückte und kämpfende Würde) gegen den Neoliberalismus« (die gegenwärtige, wild zerstörerische Phase des Kapitalismus)«*.[5] Das Subjekt des Kampfes wird zu einer anthropologischen Kategorie: *»das unzerstörbare (oder vielleicht noch nicht zerstörte) NEIN, das uns zu Menschen macht«, »wir sind entfremdet, aber noch haben wir genügend Menschlichkeit, gegen die Entfremdung und für eine nicht-entfremdete Welt zu kämpfen«*. In anderen Texten hast Du diese Restgröße in Anlehnung an Hegel als die *»reine Unruhe des Lebens«* bezeichnet. Hier gibt es nichts mehr, was spezifisch für den antagonistischen Kampf in der kapitalistischen Gesellschaft ist. Solche Aussagen könnten wir auf alle geschichtlichen Epochen anwenden und als allgemeine Charakterisierung aller Kämpfe gegen Unterdrückung verwenden, die es jemals gegeben hat. Du landest auf diese Weise bei eben dem »Humanismus«, den Du mit der Überschrift zurückweisen wolltest: *»Menschlichkeit gegen Neoliberalismus«*. Dies ist nicht nur ein theoretisches, sondern ein politisches Problem. Diese Parole kann auch jeder Vertreter der Sozialistischen Internationale unterschreiben, oder er kann als Werbeslogan einer sozialistischen Regierung in Frankreich dienen.

Dein (und unser) Ausgangsproblem war ein anderes: Du wolltest die linken Strömungen kritisieren, die an die Stelle der Selbst-Emanzipation der Arbeiterklasse die Aktivität und Machtergreifung einer politischen Partei setzen. Aber bei dem Versuch, dem objektivistischen, definitorischen und klassifizierenden Klassenbegriff etwas entgegenzusetzen, schüttest Du das Kind mit dem Bade aus.

---

[5] Wolltest Du nicht in »Der Abgrund tut sich auf...« gerade zeigen, daß der Keynesianismus keineswegs weniger zerstörerisch war, sondern erst nach dem millionenfachen Mord von Weltkrieg und Faschismus »aufblühen« konnte?

Wenn wir den Klassenbegriff auf einen allgemeinmenschlichen und in jedem Menschen vorhandenen Widerspruch zwischen Entfremdung und Nichtentfremdung, zwischen Kreativität und ihrer Unterwerfung unter den Markt, zwischen Menschlichkeit und Negation der Menschlichkeit reduzieren, dann verliert der Klassenbegriff jegliche Bedeutung. Er kann beliebig auf alles mögliche angewendet werden. Er taugt dann nur zu einer moralischen Charakterisierung, die wir allen möglichen Bewegungen anheften können, ohne über sie selber, ihren Charakter und ihre Bedeutung für einen weltweiten revolutionären Prozeß irgendetwas auszusagen. Entsprechend zeitlos wirkt bei Dir der Antagonismus: er existiert immer, wird mal schwächer, mal stärker – ein Ende ist nicht abzusehen. *»Die Revolution ist einfach der beständige, kompromißlose Kampf für das, was im Kapitalismus nicht erreicht werden kann: Würde, Kontrolle über unser eigenes Leben.«*

Revolutionäre Theorie müßte herausarbeiten, wie in den Kämpfen trotz ihrer Zersplitterung eine konkrete Perspektive zu Emanzipation und Befreiung enthalten ist, und dies wieder in sie einbringen. Der Nachweis, daß in all diesen vereinzelten Kämpfen ein allgemeinmenschlicher Inhalt vorhanden ist, leistet diese Verbindung nicht, sondern flüchtet vor dem realen politischen Problem auf eine philosophische Ebene. Wir haben in unseren Diskussionen festgestellt, daß wir eine theoretische Präzisierung des Klassenbegriffs brauchen, aber dazu müssen wir an der Frage festhalten, statt ihr mit philosophischen Antworten aus dem Weg zu gehen.

In der operaistischen Theorie war die *»Klassenzusammensetzung«* eine Kategorie und ein analytisches Instrumentarium, das sowohl dem verdinglichten und objektivistischen Klassenbegriff des Parteimarxismus wie dem soziologischen Klassenbegriff entgegengesetzt wurde. Nach der Niederlage der Klassenkämpfe in Italien wurde diskutiert, wie und ob sich dieser Begriff losgelöst von seinen konkreten historischen Entstehungsbedingungen als abstraktes Schema fortführen ließe. Die Verallgemeinerung der »Klassenzusammensetzung« vom Massenarbeiter zum *»gesellschaftlichen Arbeiter«*, die Negri vornahm, konnte weder damals noch heute überzeugen.[6] Ähnlich wie die »reine Unruhe des Lebens« ist der »gesellschaftliche Arbeiter« eine Art Universalschlüssel, der auf alles paßt und damit für die Praxis bedeutungslos bleibt. Gerade weil uns die Frage nach Auffassung und Bedeutung des Klassenbegriffs wichtig ist, müssen wir sie zunächst einmal richtig stellen.[7]

---

[6] Siehe »Massenarbeiter und gesellschaftlicher Arbeiter – einige Bemerkungen« von Roberto Battaggia, übersetzt in Wildcat-Zirkular Nr. 36/37.

[7] Als Ergänzung zu »Dignity's Revolt« hast Du uns den Text »Zapatismo: Recomposition of Labour, Radical Democracy and Revolutionary Project« von Luis Lorenzano empfohlen. Er ist ein zugespitzer Ausdruck dieses »neuen« Operaismus, der »Klassenzusammensetzung« in der Art eines Univeralschlüssels verwendet, ohne auch nur mit einem Satz darauf einzugehen, wie die materiellen Produktionsbedingungen und die sozialen Verhältnisse in Chiapas aussehen. (Der englische Text ist

C. Die Arbeit ist zentral – aber was bedeutet das?

Die verschiedenen Konflikte innerhalb der Gesellschaft werden heute meistens beziehungslos nebeneinandergestellt. Daraus ergibt sich das Bild einer Vielzahl von Kämpfen, in dem die »Totalität« der kapitalistischen Gesellschaft und damit eine revolutionäre Zielsetzung nicht mehr auftaucht. In Deinem Aufsatz »Vom Schrei der Verweigerung zum Schrei der Macht: Die Zentralität der Arbeit« betonst Du deshalb die Rolle der *»Totalität«* für eine *»Theorie gegen die Gesellschaft«*. Du kritisierst die mystifizierende Abtrennung des Kampfs um die Ausbeutung in einen »ökonomischen« Bereich. Dieser Kampf stehe im Zentrum der gesellschaftlichen Reproduktion und ihrer Veränderung, weil in ihm die grundlegende Dialektik und Instabilität des gesellschaftlichen Zusammenhangs enthalten sei.

Das Kapital beruht auf Arbeit, es ist nichts anderes als die verdinglichte Erscheinungsform der geronnenen Arbeit. *»So absolut und terroristisch die Herrschaft des Kapitals auch ist: Es kann sich niemals aus seiner Abhängigkeit von der Arbeit befreien. Die Abhängigkeit des Kapitals von der Arbeit existiert als Widerspruch innerhalb des Kapitals.« (Zirkular 34/35, S. 64)* Das heißt, die Herrschaft des Kapitals ist die Herrschaft unserer eigenen Produkte über uns. Und damit ist es ein revolutionierbares, überwindbares Verhältnis, weil es von uns selbst konstituiert wird. Auf dieser grundlegenden Dialektik der Fetischisierung zu bestehen und sie zum Ausgangspunkt jeder Untersuchung zu machen, erscheint uns heute äußerst wichtig.

Wie schon gesagt taucht damit aber die Frage auf, warum wir uns in dieses historisch spezifische Verhältnis zu den Produkten unserer Arbeit setzen. Marx wendet gegen die Klassiker der politischen Ökonomie ein, daß sie diese Frage niemals gestellt hätten, sondern die fetischisierten Formen unserer Produkte – Waren, Geld, Kapital – als das normale und historisch Unveränderliche hinnähmen. Sie hätten sich nie die Frage gestellt, warum dieser Inhalt (menschliche Arbeit) jene Form (Ware) annimmt. Marx führt den Warencharakter unserer Produkte auf die spezifische historische Gestalt der Arbeit zurück: abstrakte Arbeit. Damit meint er nicht eine gedankliche Abstraktheit, sondern den wirklich abstrakten Charakter, den Arbeit im Kapitalismus für uns hat: wir arbeiten nicht, um ein bestimmtes Produkt herzustellen; das Produkt, das wir herstellen, ist nicht für uns, sondern für andere; wir sind nicht durch besondere persönliche Qualitäten mit dieser oder jener Tätigkeit verbunden; ein Unternehmer kann heute diese hundert, morgen jene hundert ArbeiterInnen einstellen und wird beidesmal dieselbe durchschnittliche Arbeitsmenge erhalten. Diese Abstraktheit ist mit der kapitalistischen Weise des Produzierens verbunden und entwickelt sich historisch erst mit der Durchsetzung

---

ebenfalls als Kopie oder e-mail bei uns erhältlich.)

einer fabrikförmigen Organisation der Arbeit, ob sie nun im Krankenhaus, im Büro, im LKW-Transport, in der Landwirtschaft oder in der Fabrik stattfindet. Auf dieser »spezifisch kapitalistischen Produktionsweise« beruht der Warencharakter unserer Produkte. Arbeit ist in ihr die tätige Entfremdung, die uns in der Ware und im Privateigentum als Ding gegenübertritt.

In diesem Sinne stimmen wir mit Dir überein, daß die Arbeit zentral ist. Weil die von der Arbeit konstituierte Form des Werts der *»Faden«* ist, *»der die Welt zusammenhält, der die scheinbar völlig getrennten Produktionsprozesse voneinander abhängig macht, der die Kämpfe der Bergarbeiter in Großbritannien mit den Arbeitsbedingungen der Autoarbeiter in Mexiko verbindet und umgekehrt«* (wie Du in »Krise, Fetischismus, Klassenzusammensetzung« schreibst, Zirkular 34/35, S. 77). Wir könnten es auch so formulieren: im Wert tritt uns unser gesellschaftlicher Zusammenhang in der Produktion als Ding gegenüber, weil wir ihn nicht selbstbewußt und aus freien Stücken konstituieren. Wir suchen uns nicht die Menschen aus, für die wir und mit denen wir zusammen produzieren, sondern dies scheint uns durch das Kommando des Kapitals vorgegeben. Im Kapital verselbständigt sich der im Wert verdinglichte gesellschaftliche Zusammenhang und kommandiert uns.

Das heißt aber nicht, daß aller Reichtum und alle gesellschaftlichen Erscheinungen die Produkte von Arbeit sind, wie es bei Dir anklingt (*»Die Arbeit konstituiert alles«*, oder: *»Da die Arbeit die einzig schöpferische Kraft der (jeder) Gesellschaft ist...«*, in: »Vom Schrei...« S. 56) Es gibt jede Menge Tätigkeiten, die kein Mensch als »Arbeit« bezeichnen würde: seien es freie künstlerische Betätigungen, Spielen oder Kämpfe innerhalb der Gesellschaft. Und es gibt eine Fülle von Reichtümern, die keine Produkte von Arbeit sind, angefangen bei Luft und Sonnenstrahlen. Alles auf Arbeit zurückzuführen, gerät leicht in die Nähe zur klassischen Verherrlichung der Arbeit durch die Arbeiterparteien (Marx hat dies schon am ersten Programmentwurf der deutschen Sozialdemokratie kritisiert). Wenn der Reichtum allein von Arbeit abhängt – Arbeit, wie sie heute von jedem verstanden wird –, dann bleibt die biblische Verdammnis des »im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen« ein unentrinnbarer Fluch. Marx hat im Kapital davon gesprochen, daß das »Reich der Freiheit« erst jenseits der Arbeit beginnen könne.[8]

---

[8] *»Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der eigentlichen materiellen Produktion ... Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehn, daß der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, ihren Stoffwechsel mit der Natur rationell regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen... Aber es bleibt immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis*

Wir wissen, daß es Dir nicht um eine solche Verherrlichung der Arbeit geht, sondern um die Kritik der verdinglichten Welt. In allen Texten betonst Du, daß es sich um Formen handelt, die von uns selbst konstituiert werden, und nicht um ewig gültige »Strukturen« oder »Gesetzmäßigkeiten«. Aber *»Arbeit, Schöpfung und Praxis«* als *»austauschbare Begriffe«* zu verwenden (»Vom Schrei...«, S. 56), nimmt der entmystifizierenden Kritik an den Formen Ware, Geld und Kapital ihre historische Sprengkraft. Die Entmystifikation kann nicht darin bestehen, diese Formen auf menschliche Tätigkeit schlechthin zurückzuführen, sondern auf eine historisch bestimmte und sich verändernde Art zu produzieren. Dazu bedarf es aber der Untersuchung des Formwandels und der Veränderungen im Produktionsprozeß. Wenn »Arbeit« als menschliche Tätigkeit schlechthin bestimmt wird, werden Aussagen über die Zentralität der Arbeit tautologisch, weil schon per definitionem alle Praxis zur Arbeit erklärt worden ist. Die Zentralität der Arbeit, d.h. des Produktions- und Ausbeutungsprozesses, für eine revolutionäre Perspektive wird so behauptet, aber der Nachweis nicht erbracht. Außerdem wird damit die Perspektive realer Befreiung verbaut. Kommunismus als eine Überwindung der Vergesellschaftung durch Arbeit ist dann nicht mehr denkbar.

Einen Grund für die überhistorische Allgemeinheit des Arbeitsbegriffs in Deinen Texten sehen wir darin, daß der »unmittelbare Produktionsprozeß« selten auftaucht und wenn, dann verkürzt. Im Artikel »Krise, Fetischismus, Klassenzusammensetzung« betonst Du: *»Im Mittelpunkt steht die Form, ›in der unbezahlte Mehrarbeit aus den unmittelbaren Produzenten ausgepumpt wird‹«*. Das spezifisch Kapitalistische dieser Form wird am Warentausch festgemacht: *»Was die kapitalistische Form der Ausbeutung von anderen Formen der Ausbeutung unterscheidet, ist ihre Vermittlung durch den Tausch.« (Wildcat-Zirkular, S. 74/75)* Aber damit würden wir uns im Kreis bewegen, denn der Tausch- und Warencharakter ist das Erklärungsbedürftige. Wir denken, daß dies nur über die Analyse des spezifisch kapitalistischen Produktionsprozesses selber gelingen kann. Das wesentliche Merkmal dieser Produktionsweise besteht darin, daß sie nur noch als gesellschaftliche Produktion, als das Zusammenwirken von Millionen Menschen möglich ist. Aber da diese Vergesellschaftung als eine uns aufgezwungene und vorgegebene Kooperation, Arbeitsteilung und Maschinerie existiert, erscheint sie als fremde Macht. Diese materielle, dingliche Gestalt des Produktionsprozesses ist der harte Kern des kapitalistischen Kommandos über unser Leben.

---

aufblühen kann.« MEW 25, S. 828. Damit widerspricht Marx auch den üblichen Vorstellungen in der Linken, es ginge um eine »Humanisierung« der Arbeit oder »Befreiung in der Arbeit«. Da die Arbeit selbst die tätige Entfremdung ist, kann das Ziel nicht die Befreiung der Arbeit, sondern nur die Befreiung von der Arbeit sein. Demzufolge wäre es auch falsch, eine »entfremdete« Arbeit der »nicht-enfremdeten« Arbeit gegenüberzustellen, wie es in »Dignity's Revolt« anklingt.

Die stoffliche Gestalt des Produktionsprozesses, also Maschinerie und Technologie, sind untrennbar mit dem sozialen Herrschaftsverhältnis, mit dem Kapitalkommando verbunden. In Deinen Texten betonst Du, daß der Antagonismus nicht auf der Ebene der Verteilung und der Lohnfrage, sondern im unmittelbaren Produktionsprozeß, in dem Konflikt um das »Auspumpen von Mehrarbeit« existiert. Es fehlt aber die Analyse und Bestimmung der spezifischen Formen dieses Auspumpens. Nur wenn wir die Grundlage des kapitalistischen Kommandos in den konkreten Strukturen des Produktionsprozesses entschlüsseln, können wir auch verstehen, warum dieses verrückte Kapitalverhältnis der Entfremdung und Verdinglichung fortbesteht – und wie sich in ihm die Arbeiterklasse als antagonistisches Subjekt entwickelt.

Daher wird es besonders wichtig sein, über die Ausführungen zum Produktionsprozeß in Deinen Texten zu diskutieren. An der Darstellung der »fordistischen Produktion« in den Texten »The Red Rose of Nissan« (in: Capital & Class 32, Summer 1987) und »Der Abgrund tut sich auf...« ist uns aufgefallen, daß der spezifische Charakter der Arbeit dort nur an ihrer Monotonie, Langeweile, Dequalifikation usw. festgemacht wird. Dies sind alles Charakterisierungen, wie sie durch die übliche linke Kritik am Taylorismus (z.B. Braverman) vorgegeben sind und die immer schon vom vereinzelten, atomisierten Arbeiter ausgehen. Sie machen also das, was erst Resultat und Erscheinungsform der kapitalistischen Produktionsweise ist – nämlich die Zersplitterung und Atomisierung der Arbeiterklasse –, zu ihrem theoretischen Ausgangspunkt. In diesem Sinne stehen sie im unmittelbaren Widerspruch zu Deinem Ansatz der Entmystifizierung. In der linken soziologischen Kritik wird die widersprüchliche Einheit von Atomisierung und Vergesellschaftung im kapitalistischen Produktionsprozeß unterschlagen. Das Kapital ist nicht nur immer von der lebendigen Arbeit abhängig, sondern diese Arbeit entwickelt einen zunehmend gesellschaftlichen Charakter. Die Gesellschaftlichkeit der Arbeit, d.h. die produktive Kooperation der Arbeitenden, ist ein historischer Prozeß. Das Kapital flieht vor der »aufständischen Macht der Arbeit«, aber es kann nur in die Richtung ihrer weiteren Vergesellschaftung fliehen, die es den ArbeiterInnen gegenüber wieder als neue »soziale Mächte« aufbauen muß, so wie der River-Rouge-Komplex von Ford eine »soziale Macht« war. Ein Hauptproblem der revolutionären Politik besteht unserer Ansicht nach heute darin, daß es ihr nicht gelingt, den weltweiten Produktionsprozeß in einer solchen, radikal entmystifizierenden Weise theoretisch und praktisch zu kritisieren.

Soweit erst einmal unsere Anmerkungen, als Einstieg in einen Prozeß der theoretischen Klärung, von dem wir hoffen, daß er den Weg zur Praxis freimacht. ■

Deine ÜbersetzerInnen

...die glücklichenarbeitslosenthehappyunemployedles chômeursheureuxlosparadosfelicesdieglücklichen arbeitslosenthehappyunempl...

Wer sind die glücklichen Arbeitslosen?

Weder eine Partei, noch eine Sekte, noch irgendeine fest organisierte Gruppe. Die glückliche Arbeitslosigkeit ist vor allem ein Zustand, der sein Konzept fördert. Die glücklichen Arbeitslosen sind Menschen, die arbeitslos und glücklich sind oder die gern arbeitslos und glücklich sein möchten. Dazu gehören auch diejenigen, die gern arbeiten (jaja, wir kennen welche), doch die Möglichkeit einer glücklichen Arbeitslosigkeit für andere unterstützen.

Da unsere Bewegung erst neu entstanden ist, müssen wir noch ab und zu arbeiten und sind noch ab und zu unglücklich. Doch unser Ziel, das Leben in der glücklichen Arbeitslosigkeit zu verbringen, verfolgen wir mit der gebührenden Langsamkeit und mit ruhigem Fanatismus.

WIEVIEL SIND WIR?

Wir schätzen: ein paar Millionen in Europa. Nur haben viele ihr »Coming out« noch nicht erlebt. Sie trauen sich nicht, laut und öffentlich zu sagen, was sie in ihrem tiefsten Innern empfinden. Gerade deshalb haben sich glückliche Arbeitslose nun entschieden, die Öffentlichkeit zu erobern.

WAS WOLLEN WIR ERREICHEN?

- Die gesellschaftliche Akzeptanz der glücklichen Arbeitslosen.
- Das Schaffen eines artgerechten sozialen Umfelds.
- Die Anhäufung von Angelegenheiten, bei denen sich glückliche Arbeitslose entdecken und treffen können.
- Das Experimentieren mit »unklaren Ressourcen«, um der Diktatur der Lohnabhängigkeit in die Flanke zu fallen.
- Die Umrisse einer neuen Lebensphilosophie, die die alte abendländische Moral des Unglücks, bzw. die Ökonomie, vollständig vernichten wird.

HISTORISCHE VORBILDER (u.a.)

- 1973 veröffentlichte Peter-Paul Zahl in West-Berlin eine Zeitschrift, »Der Glückliche Arbeitslose«, in der er das Motto »Berufsverbot für alle« propa-

gierte (das haben wir erst neulich erfahren; darum handelt es sich also nicht um einen direkten Einfluß, sondern um einen glücklichen Zufall).

– 1918 forderten R. Hausmann, R. Huelsenbeck und J. Golyscheff in Namen des dadaistischen revolutionären Zentralrats-Berlin »die Einführung der progressiven Arbeitslosigkeit durch umfassende Mechanisierung jeder Tätigkeit. Nur durch die Arbeitslosigkeit gewinnt der Einzelne die Möglichkeit, über die Wahrheit des Lebens sich zu vergewissern und endlich an das Erleben sich zu gewöhnen«.

Wenn ich beschäftigt bin, schaut mich der Berg an
Wenn ich müßig bin, schaue ich den Berg an
Beide Dinge mögen gleich erscheinen
Doch gleich sind sie nicht
Da Beschäftigung der Muße unterlegen ist

Tsai Wen

Die Glücklichen Arbeitslosen auf der Suche nach unklaren Ressourcen

...UND WAS MACHEN SIE SO IM LEBEN?

(Was nun folgt, widerstößt gegen die bisher geltenden Prinzipien der Glücklichen Arbeitslosen, die ungern mit der Theorie beginnen. Sie bevorzugen vielmehr Propaganda durch Tat, Untat und vor allem *Nicht*-Tat. Zudem gibt es auf dem Gebiet der glücklichen Arbeitslosigkeit noch keine entscheidenden Forschungsergebnisse, die präsentierbar wären. Jedoch sind ein paar Erklärungen nötig, denn die Gerüchte, die den Glücklichen Arbeitslosen schon einen heimlichen Ruhm verschafft haben, sind nicht frei von Mißverständnissen. Über ziemlich grundlegende Aspekte sogar, nämlich das Glück, und die Arbeitslosigkeit außerdem).

Erstens, da vom Glück die Rede ist, wird die Sache sofort verdächtig. Glück ist bürgerlich. Glück ist unverantwortlich. Glück ist undeutsch. Und überhaupt, wie kann man glücklich sein, angesichts der Armut, der Gewalt und der Schrippen, die nun 67 Pfennige kosten, obwohl nichts weiter als Luft drin ist.
Paul Watzlawick hat eine schlagende *»Anleitung zum Unglücklichsein«* verfasst, in dem er eine solche Einstellung schildert:

> *»Was, wenn wir am ursprünglichen Ereignis unbeteiligt sind? Wenn uns niemand der Mithilfe beschuldigen kann? Kein Zweifel, dann sind wir reine Opfer, und es soll nur jemand versuchen, an unserem Opfer-Status zu rütteln oder gar zu erwarten, daß wir etwas dagegen unternehmen. Was uns Gott, Welt, Schicksal, Natur, Chromosome und Hormone, Gesellschaft, Eltern, Verwandte, Polizei, Lehrer, Ärzte, Chefs oder besonders Freunde antaten, wiegt so schwer, daß die bloße Andeutung, vielleicht etwas dagegen tun zu können, schon eine Beleidigung ist. Außerdem ist sie unwissenschaftlich.«*

Um diese Frage zu behandeln, wäre es nötig gewesen, in den Sumpf der Psychologie vorzudringen, wovor wir uns natürlich hüten werden.

Gegen das Glücklichsein hält man aber auch noch andere Argumente parat. Zum Beispiel wird behauptet, der Totalitarismus bestehe darin, die Menschen gegen ihren Willen glücklich machen zu wollen. Aber die unglücklichen Arbeiter und

Arbeitssuchenden brauchen sich keine zusätzliche Sorge zu machen: der Glückliche Arbeitslose hat nicht die Absicht, sie gegen ihren Willen glücklich zu machen. Gewiß ist Glück ein Stichwort für alle möglichen Quacksalber, die ihre Wundermedizin anpreisen wollen. Aber der Glückliche Arbeitslose hat keine Wundermedizin anzubieten. Programmatisch sieht das so aus, wie Lautréamont 1869 seine eigene Aufgabe formulierte:

> *»Bis jetzt wurde Unglück geschildert, um Furcht und Erbarmen zu erzeugen. Nun werde ich das Glück schildern, um ihr Gegenteil zu erzeugen.«*

Und jetzt zur Sache:
Wir wissen alle, daß Arbeitslosigkeit nicht abgeschafft werden kann. Läuft der Betrieb schlecht, dann wird entlassen, läuft er gut, dann wird in Automatisation investiert, und *auch* entlassen. In früheren Zeiten wurden Arbeitskräfte gefordert, weil es Arbeit gab. Nun wird verzweifelt Arbeit gefordert, weil es Arbeitskräfte gibt, und keiner weiß, wohin mit ihnen, denn Maschinen arbeiten schneller, besser und billiger. Die Automatisation ist immer ein Traum der Menschheit gewesen. Der Glückliche Arbeitslose Aristoteles vor 2300 Jahren:

> *»Wenn jedes Werkzeug seine eigene Funktion selbst erfüllen könnte, wenn zum Beispiel das Weberschiffchen allein wirken könnte, dann würde der Werkmeister keine Gehilfen brauchen, und der Herr keine Sklaven«.*

Nun hat sich dieser Traum verwirklicht, und alle empfinden es als einen Alptraum, da sich die sozialen Bedingungen nicht so rasch wie die Technik gewandelt haben. Dieser Prozeß ist unumkehrbar, denn Roboter und Automaten werden nicht wieder von Arbeitern abgelöst. Außerdem wird die menschliche Arbeit, wo sie noch nötig ist, in Billiglohnländer ausgelagert oder von unterbezahlten Immigranten hier geleistet. Diese abwärts führende Spirale könnte nur mit der Wiedereinführung der Sklaverei beendet werden.

Jeder weiß es, doch darf man es nicht aussprechen. Offiziell herrscht der »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit«, eigentlich ein Kampf gegen die Arbeitslosen. Zu diesem Zweck werden Statistiken verfälscht, Pseudo-Arbeitsplätze beschafft und schikanöse Kontrollen durchgeführt. Da solche Maßnahmen immer unzureichend sind, wird noch dazu herummoralisiert und behauptet, der Arbeitslose habe seine Situation selbst verschuldet. Man macht aus den Arbeitslosen einfach »Arbeitssuchende«, allein um die Realität zu zwingen, sich der Propaganda anzupassen. **Der Glückliche Arbeitslose sagt laut, was jeder weiß.**

»Arbeitslosigkeit« ist ein schlechtes Wort, ein negativ besetzter Begriff, die Kehrseite der Medaille der Arbeit. Ein Arbeitsloser ist bloß ein Arbeiter ohne Arbeit. Dabei wird über den Menschen als Poet, als Reisender, als Suchender, als Atmender nichts gesagt. In der Öffentlichkeit darf nur von Arbeits*mangel* die Rede sein, erst in privaten Sphären, abseits von Journalisten, Soziologen und anderen Schnüfflern, wagt man, aufrichtig zu sein. »Ich wurde entlassen, geil! Endlich habe ich Zeit, jeden Tag auf Parties zu gehen, brauch nicht mehr aus der Mikrowelle essen und kann ausgiebig vögeln.«
Soll diese Trennung zwischen privater Weisheit und öffentlicher Lüge aufgehoben werden? Man sagt uns, es sei nicht der richtige Moment, die Arbeit zu kritisieren, es sei eine Provokation, die den Spießern gerade recht käme. Noch vor zwanzig Jahren konnten die Arbeiter ihre Arbeit und auch die Arbeit an sich in Frage stellen. Heute müssen sie, nur weil sie nicht arbeitslos sind, Zufriedenheit heucheln und die Arbeitslosen müssen, nur weil sie keine Arbeit haben, Unzufriedenheit heucheln. Somit hat sich die Kritik der Arbeit in Wohlgefallen aufgelöst. **Der Glückliche Arbeitslose ist über diese infantile Erpressung erhaben.**

Wo die Arbeitsethik verloren gegangen ist, bleibt die Angst vor der Arbeitslosigkeit die beste Peitsche zur Steigerung des Kriechertums. Ein gewisser Schmilinsky, Management-Berater zur Ausrottung der Blaumacher, sagt es ganz deutlich:

> *»In einem Rennstall überlegen Sie sich auch, welches Pferd noch das Gnadenbrot bekommt und welches nicht. Unternehmen, die heute überleben wollen, müssen zuweilen auch rabiat sein. Zuviel Güte kann einem Unternehmen den Hals brechen. Ich rate meinen Kunden, mit der eisernen Hand im Samthandschuh durchzugreifen. Wir leben in einer Zeit, in der Arbeiter rund um sich herum beobachten, wie Stellen abgebaut werden. Niemand will unangenehm auffallen. Firmen neigen zunehmend dazu, diese Unsicherheit zu nutzen, um die Fehlzeiten deutlich zu senken.«*
>
> (der Spiegel, 32/1996)

Das Schaffen eines artgerechten Biotops für Glückliche Arbeitslose würde auch die Lage der Arbeiter*schaft* verbessern: die Angst, arbeitslos zu werden, würde abnehmen, und der Mut, sich zu widersetzen könnte leichter zum Ausdruck kommen. Vielleicht würde eines Tages das Kräfteverhältnis wieder zugunsten der Arbeitenden sein. »Was? Sie wollen kontrollieren ob ich richtig krank bin oder nicht? Dann geh ich lieber zu den Glücklichen Arbeitslosen«.

Arbeit ist eine Überlebensfrage. Diese Meinung können wir teilen. Bob Black schreibt dazu aus Nord-Amerika:

»Arbeit ist Massenmord oder Genozid. Arbeit wird jeden, der diese Worte liest, direkt oder indirekt umbringen. Zwischen 14000 und 25000 Menschen kommen in diesem Land jährlich bei der Arbeit um. Mehr als zwei Millionen werden dabei zu Behinderten. 20 von 25 Millionen werden verletzt. In dieser Zahl sind noch nicht einmal die halbe Million Menschen mit Berufskrankheiten einbezogen. Es wird nur die Oberfläche angekratzt. Was die Statistik nicht aufzeigt, sind all die Menschen, deren Lebensdauer durch Arbeit verkürzt wird – das ist doch eben Mord. Denken Sie an all die Ärzte, die sich mit 50 zu Tode schuften. Denken Sie an all die Workaholics!
Und auch wenn Sie nicht getötet oder verkrüppelt werden während Ihrer Arbeit, so könnten Sie es doch, während Sie zur Arbeit gehen, von der Arbeit kommen, Arbeit suchen oder versuchen, die Arbeit zu vergessen. Natürlich darf man auch nicht versäumen, all die Opfer von Umweltverschmutzung, arbeitsbedingten Alkoholismus' und Drogenabhängigkeit zu zählen. Hier werden Leute gekillt in wenigstens 6stelliger Zahl, allein um den Überlebenden Big Macs und Cadillacs zu verkaufen! »

Der Schuhmacher oder Tischler ehrte sein Handwerk. Und Werftarbeiter konnten noch stolz darauf sein, das prächtige Schiff vom Stapel laufen zu sehen, das sie selbst gebaut hatten. Dieses Gefühl von Nützlichkeit gibt es in 95% aller Jobs nicht mehr. Der »Dienstleistungs«-sektor beschäftigt nur Dienstboten und Computeranhängsel, die keinen Grund haben, stolz zu sein. Selbst ein Arzt fungiert nur noch als Handelsvertreter der pharmazeutischen Konzerne. Wer kann von sich noch behaupten, er mache sich nützlich? Entscheidend ist nicht mehr, wozu etwas nützt, sondern wieviel man damit verdienen kann. Alleiniges Ziel jeder einzelnen Arbeit ist, den Gewinn des Unternehmens zu steigern und ebenso ist auch alleinige Beziehung des Arbeiters zu seiner Arbeit sein Gehalt.

Gerade deshalb, weil Geld das Ziel ist und nicht gesellschaftlicher Nutzen, existiert Arbeitslosigkeit. Vollbeschäftigung bedeutet ökonomische Krise, Arbeitslosigkeit bedeutet gesunder Markt. Was passiert, wenn ein Konzern ankündigt, daß er so und so viele Arbeitsplätze vernichtet? Alle Börsenspekulanten loben ihn für seine Sanierungstrategie, die Aktien steigen, und bald darauf wird die Bilanz die entsprechenden Gewinne aufweisen. Auf diese Weise schaffen die Arbeitslosen mehr Profit als ihre Ex-Kollegen. Logischerweise müßte man also dem Arbeitslosen dafür danken, daß er wie *kein* anderer das Wachstum fördert. Stattdessen kriegt er nicht einen Furz des Gewinns ab, den er selber schafft. **Der Glückliche Arbeitslose ist der Meinung, daß er für seine Nicht-Arbeit entlohnt werden muß.**

Hier können wir uns auf Kasimir Malewitsch, den Maler vom »schwarzen Quadrat auf weißem Grund« beziehen. 1921 schrieb er in seinem Buch »Faulheit – eigentliche Wahrheit der Menschen«, das erst vor zwei jahren auf Russisch veröffentlicht wurde:

> *»Das Geld ist nichts als ein kleines Stück Faulheit. Umso mehr man davon hat, desto ausgiebiger wird man die Glückseligkeit der Faulheit kennenlernen. (...) Im Kapitalismus ist die Arbeit auf eine Weise organisiert, die den Zugang zur Faulheit nicht allen Menschen gleichermaßen ermöglicht: Genießen kann die Faulheit nur, wer durch Kapital abgesichert ist. So hat sich die Klasse der Kapitalisten von dieser Arbeit befreit, von der sich die gesamte Menschheit befreien muß.«*

Wenn der Arbeitslose unglücklich ist, so liegt das nicht daran, daß er keine Arbeit hat, sondern daß er kein Geld hat. Also sollten wir nicht mehr von »arbeitslos« sondern von »geldlos«, nicht mehr von »Arbeitssuchenden«, sondern von »Geldsuchenden« reden, um die Dinge klarer zu stellen. **Wie wir sehen werden, bietet der Glückliche Arbeitslose an, diesen Mangel durch die Suche nach unklaren Ressourcen auszugleichen.**

Man rechne einmal nach, wieviel Geld insgesamt von den Steuerzahlern und Betrieben »für Arbeitslosigkeit« offiziell ausgegeben wird, und dividiere durch die Zahl der Arbeitslosen: Na, da sind eindeutig mehr Nullen dran, als wir auf unseren Konten finden, nicht wahr? Ausgegeben wird nicht hauptsächlich für den Wohlstand der Arbeitslosen, sondern für seine schikanöse Kontrolle, durch zwecklose Termine, sogenannte »Um-, Aus-, Fortbildungsprogramme« die nirgendwoher kommen und nirgendwohin führen, Scheinbeschäftigungen für einen Scheinlohn - nur um die Statistiken künstlich herunterzudrücken. Also nur, um ein wirtschaftliches Trugbild aufrecht zu erhalten.
Unser erster konkreter Vorschlag ist sofort umsetzbar: Die Beendigung aller Kontrollmaßnahmen gegen Arbeitslose, Schließung sämtlicher Statistik- und Propagandabüros (das wäre *unser* Beitrag zum Sparpaket) und automatische, unbefristete Zahlung der Unterstützung inclusive der gesparten Summen.

Die jüngsten konservativen Auswüchse lauten, die Arbeitslosen seien von Vater Staat abhängig, sie lägen ihm auf der Tasche, seien dadurch unfähig, auf eigenen Füßen zu stehen, und so weiter und so fort. Nun, so weit wir wissen, existiert der Staat immer noch, und kassiert auch Steuern ein. Deshalb sehen wir keinen Grund, weshalb wir auf seine Unterstützung verzichten sollten. Aber staatsfixiert sind wir nicht. Unseretwegen mag das Einkommen der Glücklichen Arbeitslosigkeit sehr

wohl vom privaten Sektor finanziert werden, sei es durch Sponsoring, Adoption, extra Kapitalertragssteuer oder Erpressung. Wir sind nicht wählerisch.

Wenn der Arbeitslose unglücklich ist, dann liegt das auch daran, daß der einzige gesellschaftliche Wert, den er kennt, die Arbeit ist. Er hat nichts mehr zu tun, er langweilt sich, er hat keine Kontakte mehr, da ja die Arbeit oft auch einzige Kontaktmöglichkeit ist, das gleiche gilt übrigens auch für Rentner. Der Grund dieser existentiellen Misere ist natürlich die Arbeit, und *nicht* die Arbeitslosigkeit. **Der Glückliche Arbeitslose weiht neue gesellschaftliche Werte ein, auch wenn er nichts anderes schafft. Er entwickelt die Kontakte mit einem Haufen sympathischer Menschen. Er ist sogar bereit, Resozialisierungskurse für gekündigte Arbeitnehmer zu geben**.

Immerhin verfügen alle Arbeitslose über eine preiswerte Sache: Zeit. Das könnte ein historisches Glück sein, die Möglichkeit, ein vernünftiges, sinn- und freudvolles Leben zu führen. Man kann unser Ziel als eine Zurückeroberung der Zeit kennzeichen. Dabei ist der Glückliche Arbeitslose ein aktiver Mensch. Gerade deshalb hat er keine Zeit zu arbeiten.
Jaques Mesrine, einst der »Staatsfeind Nr.1« Frankreichs, hatte sich entschieden:

> *»Wenn ich 6 Uhr morgens Lust hatte zu vögeln, wollte ich mir Zeit dafür nehmen, ohne auf die Uhr zu gucken. Ich wollte ohne Uhr leben, denn mit der Zeitmessung kam der erste Zwang in das Leben der Menschen. Die gängigen Sätze des täglichen Lebens klingelten mir im Kopf: »Keine Zeit, um...«, »Zur rechten Zeit kommen«, »Zeit gewinnen«, »Seine Zeit verlieren«. Ich aber wollte »die Zeit haben zu leben« und die einzige Möglichkeit, das zu schaffen, ist, nicht Sklave der Zeit zu sein. Ich wußte, wie irrationell meine Theorie war und daß man mit ihr keine Gesellschaft bilden konnte. Aber was war das schon für eine Gesellschaft mit ihren schönen Prinzipien und Gesetzen!«*
>
> Jaques Mesrine in *»Der Todestrieb«*

Es wurde uns erwidert, der Glückliche Arbeitslose sei nur arbeitslos im Sinne des heutzutage üblichen Gebrauchs des Wortes »Arbeit«, also »**Lohn**arbeit«. Dazu müssen wir ausdrücklich sagen, daß der Glückliche Arbeitslose zwar keine Lohnarbeit sucht, doch sucht er auch keine Sklavenarbeit. Und es gibt soweit wir wissen nur zwei Arten von Arbeit: Sklaven- und Lohnarbeit. Gewiß gibt's auch Studenten, Künstler und andere Wichtigtuer, die kein Papier schreiben und keinen Napf lecken können, ohne zu behaupten, sie leisteten eine wichtige »Arbeit«. Sogar die sog. »Autonomen« können kein antikapitalistisches »Seminar« organisieren, ohne

»produktive Debatten« in »Arbeitsgruppen« zu führen. Armselige Worte für armselige Gedanken.
Nicht nur im heutigen Sinne ist »Arbeit« ein trauriges Wort. Sie ist es immer gewesen:

> *»Arbeit ist wahrscheinlich eine Bildung zu einem im germanischen Sprachbereich untergegangenen Verb mit der Bedeutung »verwaist sein, ein zu schwerer körperlicher Arbeit verdingtes Kind zu sein«, das von indogermanischen *orbhos, »Waise«, abgeleitet ist. Bis in das Neuhochdeutsch hinein, bedeutet Arbeit: »Mühsal, Plage, unwürdige Tätigkeit«.*

In dem Sinne ist also »Glückliche Arbeitslosigkeit« sogar ein Pleonasmus. In den romanischen Sprachen ist die Sache noch eindeutiger, da »travail«, »trabajo« usw. von dem lateinischen »tripalium«, ein dreispitziges Folterinstrument, das gegen die Sklaven angewendet wurde, abgeleitet ist.
Den sittlichen Wert der Arbeit als Beruf des Menschen in der Welt hat Luther ausgeprägt. Zitat: *»Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen.«*
Man könnte sagen, die Frage der Wortwahl sei ohne Bedeutung. Aber die Folgen blieben nicht aus, verwechselte man das Wort »Getränk« mit »Coca Cola«, das Wort »Kultur« mit »Lutz Rathenow« oder gar »Tätigkeit« mit »Arbeit«.

Sobald man von Arbeit oder Arbeitslosigkeit redet, hat man es mit *moralischen* Kategorien zu tun. Diese Tendenz spitzt sich gegenwärtig zu, man braucht nur eine Zeitung zu lesen, um sich darüber klar zu werden.

> *»Ein Machtwechsel zwischen zwei Weltanschauungen hat stattgefunden«*, so ein Sozialexperte in Washington. *»Statt Armut als Konsequenz ökonomischer Ursachen zu sehen, dominiert nun jene Denkschule, die Armut als Folge moralischen Fehlverhaltens sieht.«*

Wie damals auch, als die Priester ihr Seelenmonopol bedroht sahen, ist die Moral nur dazu da, die sich ausweitenden Risse zwischen Weltanschauung und Realität zu flicken. Wer zu einem Arbeitslosen sagt: »Du hast gesündigt«, erwartet, daß dieser die Kategorie »Sünde« anerkennt und entweder »ja« oder »nein« sagt. Weinerliche Versuche, das Mitleid dieser Welt zu erregen, erregen höchstens Mitleid. Nur ein erhabenes Lachen kann Moral ernsthaft außer Kraft setzen.

Es ist offensichtlich, daß Paul Lafargue, der Autor von »Recht auf Faulheit«, ein historisches Vorbild des Glücklichen Arbeitslosen ist.

»Die Nationalökonomen werden nicht müde, den Arbeitern zuzurufen: Arbeitet, damit der Nationalreichtum wachse! Und doch war es einer der ihrigen, Destutt de Tracy, der da sagte : 'Die armen Nationen sind es, wo das Volk sich wohlbefindet, bei den reichen Nationen ist es gewöhnlich arm'... Aber von ihrem eigenen Gekrächz betäubt und idiotisiert, erwidern die Ökonomen: »Arbeitet, arbeitet, Proletarier, vermehrt den Nationalreichtum und damit euer persönliches Elend. Arbeitet, um, immer ärmer geworden, noch mehr Ursache zu haben, zu arbeiten und elend zu sein.«

Jedoch fordern wir nicht ein Recht auf Faulheit. Faulheit ist nur die Kehrseite vom Fleiß. Wo Arbeit nicht anerkannt wird, verliert auch Faulheit ihren Sinn. Kein Laster ohne Tugend.
Seit Lafargues Zeit ist klar geworden, daß die dem Arbeiter zugestandene »Freizeit« meistens noch langweiliger ist als die Arbeit selbst. Deshalb kann es nicht nur darum gehen, die Arbeitszeit zu verkürzen und die Freizeit zu verlängern.
In Spanien sollte vor kurzem die Siesta unter dem Vorwand verboten werden, sie würde den europäischen Markt gefährden. Wir solidarisieren uns 100%ig mit jenen spanischen Arbeitern, die daraufhin meinten, die EG sollte lieber die »Euro-Siesta einführen«.
Der Glückliche Arbeitslose, das sollte klar sein, unterstützt nicht die Partisanen der Kurzzeit, die denken, alles wäre zum Besten, wenn jeder seine Arbeit behielte, aber nur 5, 3 oder 2 Stunden täglich arbeiten würde. Was ist das für eine Wurstelei? Gucke ich auf die Uhr, wenn ich für meine Freunde ein Essen zubereite? Gucke ich, wieviel Zeit ich damit verbringe, diesen scheiß Text zu schreiben? Zählt man mit, wenn man liebt?

Das heißt aber nicht, daß die Glückliche Arbeitslosigkeit eine neue Utopie ist. Utopie bedeutet »nicht existierender Ort«. Der Utopist entwirft die genauen Pläne einer angeblich idealen Konstruktion, und erwartet, daß die Welt sich in diese Form gießt. Dagegen ist der Glückliche Arbeitslose eher ein Topist: er bastelt mit Orten und Sachen, die schon vorhanden sind. Er konstruiert kein System, sondern sucht nach allen Möglichkeiten, sein Umfeld zu verbessern.

Ein ehrenwerter Korrespondent schreibt uns :

»Geht es dem Glücklichen Arbeitslosen um eine gesellschaftliche Anerkennung mit daraus resultierender finanzieller Absicherung ohne Vorbedingungen, oder geht es ihm um eine Revolutionierung des Systems mittels ungesetzlicher Aktionen, wie Stromzähler abklemmen? Die Verbindung beider Strategien erscheint zumindest nicht gerade logisch: Ich kann

doch schlecht gesellschaftliche Akzeptanz fordern und gleichzeitig Gesetzesbrecher prämieren«.

Nun, der Glückliche Arbeitslose ist kein Fanatiker der Illegalität. In seinem Bestreben, Gutes zu tun, ist er sogar bereit, zu legalen Mitteln zu greifen. Außerdem: was heute ein Recht ist, war einst ein Verbrechen, das Streikrecht zum Beispiel. Und es kann immer wieder ein Verbrechen werden.
Vor allem reden wir von *gesellschaftlicher* Anerkennung. Wir wenden uns nicht an den Staat oder offizielle Stellen, sondern an Otto Normalverbraucher.

Da hören wir schon den Chor der Klassenkampftheoretiker:

»Das alles ist ein bloßes Ventilsystem, mit denen unbeschäftigte proletarische Sedimentierungen in einer illusorischen Nische zur Umwandlung der noch verbliebenen Lebensfunktionen angehalten werden, um die Widersprüche des Kapitalismus zu mildern. Die Glücklichen Arbeitslosen amüsieren sich, und währenddessen kann die Bourgeoisie unbekümmert ihre Gewinne vermehren. Verrat! Verrat!«

Jeder konkrete Schritt, ja jeder Atemzug kann als Anpassungsversuch verleumdet werden. Und gerade um die Möglichkeit zu Atmen geht es eben. Die klügste sozialkritische Theorie kann nur wenig helfen, solange ihr praktischer Ausgang nur lautet: 'wait and see'.
Es ist uns bewußt, daß unser Versuch auf verschiedene Weisen scheitern kann. Er kann zum Beispiel als bloßer Witz enden, ein Schabernack ohne Folgen. Die originelle Idee kann aber auch unter Tonnen von betoniertem Ernst ersticken. Es kann auch passieren, daß ein Grüppchen von Arbeitslosen dermaßen erfolgreich wird, daß sie sich zu Glücklichen Geschäftsmenschen verwandeln, ohne jede Beziehung zu ihrem ursprünglichen Umfeld. Das sind Risiken, kein Schicksal. Nun stoßen wir den Ball an. Ob er schließlich im Tor landen wird oder nicht, hängt nicht nur von uns ab.

Es gibt im Moment mehrere Initiativen gegen Sozialabbau, gegen Neo-Liberalismus usw. Die Frage ist aber auch *wofür* soll man sich erklären? Bestimmt nicht für den Wohlfahrtsstaat und die Vollbeschäftigung von einst, deren Wiedereinführung sowieso noch unwahrscheinlicher ist, als die der Dampflokomotive. Aber das Gegenbild könnte noch schrecklicher werden: Es ist vorstellbar, daß es den Arbeitslosen zugestanden würde, auf dem Brachland und den Mülldeponien der Postmodernität ihr Gemüse anzubauen und soziale Beziehungen selbst zu improvisieren, von High Tech Polizei fernüberwacht und von irgendeiner Mafia roh ausgebeutet, während die wohlhabende Minderheit unbekümmert weiter funktionieren

würde. Die Glücklichen Arbeitslosen suchen einen Ausweg aus dieser Alternative des Schreckens. Auf das Prinzip kommt es an.

Ein Stichwort der herrschenden Propaganda heißt: Die Arbeitslosen seien *ausgeschlossen,* und zahlreiche Gutmenschen plädieren für ihre Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Was das eigentlich heißt, erklärte ein Unesco Humanist im Kopenhagener »Sozialgipfel«:

»Der erste Schritt zur sozialen Eingliederung ist, ausgebeutet zu werden«.

Danke für die Einladung!

Vor dreihundert Jahren guckten die Bauern neidisch das Schloß des Fürsten an, mit Recht fühlten sie sich von seinem Reichtum, seiner Edelmuße, seinen Hofkünstlern und Kurtisanen ausgeschlossen. Nun, wer möchte gern wie ein gestreßter Manager leben, wer will sich den Kopf mit seinen sinnlosen Ziffernreihen vollstopfen, seine blondgefärbten Sekretärinnen ficken, seinen gefälschten Bordeaux trinken, und an seinem Herzinfarkt verrecken? Von der herrschenden Abstraktion schließen wir uns freiwillig aus. Eine *andere* Art Eingliederung wünschen wir uns.

In armen Ländern gibt es Millionen von Menschen, die außerhalb des Kreislaufs der Marktwirtschaft leben müssen. Täglich berichten die Zeitungen über die Plage der sogenannten »dritten Welt«, eine deprimierende Kette von Hungernot, Diktatur, Krieg und Krankheiten. Dabei darf man nicht übersehen, daß gleichzeitig mit diesem (meist importierten) Elend auch eine andere Wirklichkeit stattfindet: ein von vorkapitalistischen Traditionen unterstütztes, intensives soziales Leben. Im Vergleich sieht die westliche Gesellschaft so gut wie tot aus. *Dort* wird die Arbeit des weißen Mannes verachtet, weil sie kein Ende kennt. Im Gegensatz zum Beispiel zu jenen somalischen Handwerkern, deren Gewinne in einem jährlichen Fest verjuxt werden. Je niedriger das Bruttosozialprodukt, desto größer die Fähigkeit der Menschen zu feiern.
Der Ethnologe Serge Latouche:

> *»Die Armen sind viel reicher als man denkt und als sie selber glauben. Die unglaubliche Lebensfreude, die viele Beobachter in afrikanischen Vorstädten beeindruckt, täuscht weniger als die deprimierenden objektiven Berechnungen statistischer Apparate, die lediglich den verwestlichten Teil von Reichtum und Armut einschließen.«*
>
> in *»Der Planet der Schiffbrüchigen«*

Für Europäer besteht natürlich die Gefahr, Exotik zu betreiben. Aber die soziale Überlegenheit des armen Südens wird auch von Südländern selbst bestätigt. Der Ägypter Albert Cossery zum Beispiel:

> *»In diesem Moment spiegelte sein Gesicht sämtliche irdischen Kümmernisse wider. Doch dieser Zustand drängte sich ihm von Zeit zu Zeit nur auf, damit er den Glauben an seine Würde nicht verliere. Denn El Kordi dachte, Würde sei lediglich eine Folgeerscheinung von Unglück und Verzweiflung. Es war die Lektüre westlicher Bücher, die ihm den Geist derart verfälscht hatte.«*
>
> in *»Bettler und Stolze«*

Die Glücklichen Arbeitslosen haben von Afrika und anderen nichtwestlichen Kulturen viel zu lernen und zu *ver*lernen. Natürlich geht es nicht darum, uralte soziale Gebraüche nachzuahmen, aber wir können uns inspirieren lassen. Auch Picasso und die Dadaisten fanden in der afrikanischen Kunst eine erfrischende Quelle von Kreativität.

Es sei hier nur ein Beispiel erwähnt: Vor ein paar Jahren untersuchten Soziologen das Leben der Bevölkerung eines Elendsviertels von Dakar, in Senegal. Sie stellten fest, daß das Einkommen einer durchschnittlichen zwölfköpfigen Familie das *Siebenfache* ihres »offiziellen« Einkommens ist. Nicht, daß die Leute das Wundermittel, Banknoten zu versiebenfachen, erfunden haben; nur vermehren sie die Wirksamkeit des knappen Geldes durch einen intensiven Umlauf. Es ist unmöglich, in Afrika zu leben, ohne einer Gruppe, einer Sippe, einem Freundeskreis anzugehören. Innerhalb jedes dieser Netze wird das Geld durch ein genau festgesetztes System von Geschenken, Spenden, Anlagen, Darlehen und Rückzahlungen in eine permanente Zirkulation gesetzt. Da die Möglichkeiten, eine größere Summe zu erhalten, in der Familie angehäuft sind, kann sie jederzeit über eine Geldmenge vefügen, die ohne Vergleich mit ihren kargen Ressourcen ist. Zudem ist dieser Geldverkehr nur ein Teil jener »Ökonomie der Gegenseitigkeit«, neben dem Austausch von Reparatur- Pflege- und Installationsleistungen, selbstangefertigten Schuhen und Klamotten, kollektiv gekochten Essen, Metall-Verarbeitung, Tischlerei, Erziehung und Gesundheitswesen, die Fêten nicht zu vergessen, die die Gruppen zusammenhalten. Geld spielt bei alldem keine Rolle. Deshalb ist es unmöglich, irgendeinen »Lebensstandard« nach westlichem Muster zu messen.

Man stelle sich vor, dasselbe System wäre hier wirksam. Sozialhilfeempfänger würden dann 3500 DM pro Monat zu Verfügung haben, was nicht alle Probleme lösen würde, aber immerhin den Kohl fetter machen würde. Und noch dazu würden sie von Sachen profitieren, die Geld nicht kaufen kann. Die Frage: Wieviel

Geld brauche ich, um richtig leben zu können, ist unzureichend. Wer über keine sozialen Verbindungen verfügt, wird nie genug Geld haben, um seine existentielle Not zu mildern. Der hiesige Sozialhilfeempfänger kennt zwar eine große Behinderung, da er sich auf keine Sippe und keinen Brauch stützen kann. Alles muß erfunden werden. Aber immerhin hat er einen Vorteil: seine Lebensbedigungen sind nicht so harsch wie in Afrika.
Für die Glücklichen Arbeitslosen öffnet sich da ein weites experimentelles Feld, das wir die Suche nach unklaren Ressourcen nennen.

Wie Sie jetzt vielleicht verstanden haben, ist unsere Muße sehr anspruchsvoll, theoretisch und praktisch, ernst und spielerisch, lokal und international (allein in Europa gibt es schon 20 Millionen virtuelle Glückliche Arbeitslose). Eines Tages werden Sie mit Stolz sagen können: Ich habe den Anfang miterlebt. ■

Die glücklichen Arbeitslosen
c/o Im Stall
Kastanienallee 84
10435 Berlin-Prenzlauer Berg

Nachdruck, auch auszugweise,
ist ausdrücklich erwünscht.

Anmerkungen zu einer Veranstaltung

Am dritten Augustwochenende fand im Prenzlauer Berg eine Reihe von Veranstaltungen der »Glücklichen Arbeitslosen« statt. Ich schaffte es nur, am Sonntag nachmittag zum »Palaver« zu gehen. Es waren etwa zwanzig Leute da, wir saßen in der Sonne im Pratergarten, die Stimmung war locker.

Es gab zwei Einführungsbeiträge, in denen – grob zusammengefaßt – die Ethik der Arbeit angegriffen und das Glück der Nichtarbeit gepriesen wurde. Insgesamt ein schönes Treffen, hier einige Anregungen zur weiteren Diskussion:

Im ersten Beitrag wurde eine Trennung zwischen der »Welt der Arbeit« und etwas anderem behauptet, wozu die Arbeitslosigkeit gehört oder gehören könnte. Eine solche Trennung finde ich schwierig, nach meiner Erfahrung geht die Arbeit nach Feierabend weiter, gerade mit Kind, auch Arbeitsloigkeit heißt oft mehr Arbeit als »im Job«. Natürlich erfahren wir diese Trennung als Arbeitslose oder nach Arbeitsende den Feierabend Genießende sinnlich, aber eine solch einfache Trennung verdeckt leicht die Kontinuität des Arbeitszwangs – die meisten von uns lassen sich »nach der Arbeit« nicht bedienen, sondern arbeiten schnell noch was für sich selbst, die Wohnung wird am Wochenende renoviert usw..

Jeremy Rifkin (»Das Ende der Arbeit«; fischer tb 13606 – Er behauptet, in der Zukunft mache die technische Entwicklung achtzig Prozent aller menschlichen Arbeit(erInnen) überflüssig) folgend versuchen sie, dessen Thesen zu benutzen, um zu sagen: »Richtet euch auf die Arbeitslosigkeit ein, Leute, statt der Arbeit hinterherzutrauern, und genießt sie!« Das ist als Subversion gegenüber dem real existierenden Gejammer über fehlende Arbeit witzig. Ich selbst kenne aber kaum Arbeitslose, die von ihrer Kohle noch leben können, ohne schwarz arbeiten gehen zu müssen. Gibt es denn diese Arbeitslosen als Menschen ohne Arbeit überhaupt noch als Mehrheit, hat es sie je gegeben? Und darauf ein politisches Konzept zur Veränderung der Welt zu stützen und dabei möglicherweise zu übersehen, daß in diesem Kapitalismus ja immer wieder neue Bedürfnisse geschaffen werden, und zwar je mehr Menschen »arbeitslos« sind, je mehr Zeit sie zum Konsumieren haben (Bsp. Musik/Kultur, Love Parade Berlin, die in kürzester Zeit zu einem gigantischen Kommerzteil wurde und bei ihrer Durchführung jede Menge (prekärer!) Arbeit mobilisiert hat, ich war einer davon...)

Des weiteren wird behauptet, es gäbe eine Tendenz zur Abschaffung der schweren körperlichen Arbeit, diese würde ersetzt durch »mentale Arbeit«. Abgesehen davon, daß ich Bildschirmarbeit auch eher unter »schwere körperliche Arbeit« fassen würde, spiegelt sich hier vielleicht eher die eigene »privilegierte« Lage der Erben des Reichtums, die vielleicht sozial ausgegrenzt werden können, – oder das

selbst tun – aber nicht ihres Anspruchs auf den gesellschaftlichen Reichtum des Imperiums beraubt werden. Mit anderen Worten: Machen ein illegaler albanischer Bauarbeiter oder eine lateinamerikanische Putzfrau in Berlin möglicherweise eine andere Erfahrung? (Siehe Paul Lafargue: »Die christliche Liebestätigkeit«, der eine Geschichte des »Sozialstaats« vom alten Griechenland bis zu seiner Zeit zeichnet, wobei sich immer wieder dieses Muster wiederholt: die Nachkommen der Reichsbürger werden zu zahlreich, die alte Gentilgesellschaft kann nicht mehr alle einbauen, viele wollen das auch nicht, sie wollen teilhaben ohne etwas dafür zu leisten, es entsteht ein städtisches Proletariat, das auf einen alten Anspruch zurückgreifen kann und mit Brot und Spielen ruhig gehalten werden muß...)

Gibt es nicht zumindest in den USA und Europa eher eine neue Spaltung der Klasse durch Migration in sozialstaatlich abgesicherte, gewerkschaftlich organisierte usw. Arbeitskraft, die tendenziell vielleicht eher am Bildschirm landet, und einer kriminalisierten Arbeitskraft, die genau diese körperlich schweren Arbeiten übernimmt – mit fließenden Grenzen zwischen diesen Gruppen – wodurch letztere für die »Garantierten« aus dem Blick gerät, weil sie offiziell gar nicht existiert, nicht existieren darf, höchstens in den Schlagzeilen für die Aufrüstung der sozialstaatlichen Kontrollinstrumente?

Als Alternative zur Arbeit schlagen sie die »gesamtsoziale Handlung« vor, das ist ein Begriff aus der Völkerkunde/Ethnologie – sie brachten ein Klangbeispiel vom Band, nach Urwald klingende Töne, und erklärten, es handele sich um Kommunikation von Pygmäen bei der Jagd, was von Musikforschern als Musik, von Ökonomen als Arbeit, von Kulturforschern als kultische Handlung interpretiert würde, was aber tatsächlich eben eine gesamtsoziale Handlung sei, die Pygmäensprache habe gar keine Begriffe für Musik und Arbeit usw.. Anders gesagt, die Pygmäen verhalten sich einfach so, machen sich auch nicht das Problem, das in wissenschaftliche Kategorien einzuzwängen, und wir sollten auch einfach leben und es genießen. Gute Idee!

Heinz

Asien, wir und die Revolution

An die AutorInnen der »Asien«-Artikel in den letzten Zirkularen

In der Wildcat schwelt seit geraumer Zeit ein Streit darum, wie es politisch weitergehen soll. Wir sind nicht mehr in der Lage, uns auf gemeinsame praktische Initiativen zu verständigen, und wir konzentrieren unsere Energien auf unterschiedliche Vorhaben und Aktivitäten. Dahinter liegen auch theoretische Meinungsverschiedenheiten. Unsere verschiedenen Einschätzungen und Sichtweisen drücken sich zwar immer wieder in Artikeln und Editorials und in der Auswahl von übersetzten »Fremdtexten« aus, aber wir haben es bisher nur schlecht geschafft, die Differenzen auf den Punkt zu bringen und diskutierbar zu machen. Dieses Papier, in dem wir – ein Teil des HerausgeberInnenkreises des Wildcat-Zirkulars – die Veröffentlichungen einiger anderer aus dem HerausgeberInnenkreis zu »Asien« kritisieren, soll ein Schritt dahin sein. Dabei stellt sich unmittelbar das Problem, aus teilweise in sich widersprüchlichen Texten so etwas wie eine »konsistente Position« herauszuschälen. Wir hoffen, daß wir mit einigen zwangsläufigen Zuspitzungen nicht an den Texten und euren Absichten vorbeigehen und nicht eine Einheit oder Eindeutigkeit konstruieren, wo es keine gibt, sondern im Gegenteil die Probleme deutlicher machen und die Diskussion produktiv nach vorn wenden.

Gemeinsam ist uns und euch (zusammen mit der ganzen revolutionären Linken), daß wir Probleme haben, kollektiv an einer revolutionären Perspektive festzuhalten und uns um sie herum zu organisieren. Wir (die VerfasserInnen dieses Papiers) haben als Antwort darauf einen Versuch »theoretischer Erneuerung« begonnen und sehen uns dazu erstmal verschiedene theoretische Ansätze an – wie das schottische Projekt »Open Marxism«, von dem wir im Laufe des letzten Jahres eine Reihe von Texten fürs Zirkular übersetzt und auf unseren Treffen diskutiert haben.

Hinter den Asien-Artikeln sehen wir die Ablehnung dieses Versuchs und die Befürchtung, daß er zu theoretischer und politischer Verunsicherung oder zum Abdriften ins akademische Lager führe. Das Problem mit der revolutionären Perspektive habt ihr auch – aber ihr scheint es nicht zu sehen oder nicht sehen zu wollen. Kurz gesagt scheint ihr den »operaistischen« Theoriebestand der Wildcat, der unserer Meinung nach immer mehr zu einem Satz von bewährten Dogmen verkommt, für völlig ausreichend zu halten. Da ihr aber zur Zeit genauso wenig revolutionären Rückenwind spürt wie wir, sucht ihr weltweit nach Situationen und Arbeiterfiguren, auf die das alte theoretische Schema zu passen scheint und die beruhigend bestätigen, daß die Arbeiterklasse immer noch lebt und kämpft. Da-

hinter sehen wir ein bekanntes Muster, nach dem schon viele linke Gruppen – gerade in der BRD – auf politische Probleme geantwortet haben: Wenn hier alles so ruhig und konfliktlos ist, dann müssen wir woanders hinschauen. In diesem Fall ist es »Asien«, wo im Gegensatz zu »hier« viel gekämpft wird.

Zu den Texten: Im Zirkular sind eine Reihe von übersetzten Zeitungsmeldungen über Arbeiterkämpfe in Asien (Zirkular 9, 15, 16, 17, 38) und politische Thesen dazu erschienen (»Welt in Umwälzung«, Zirkular 25; »Asien in Umwälzung«, Zirkular 30/31; »Hinter dem Horizont«, Zirkular 32; »Globalize it!«, Zirkular 38). In »Hinter dem Horizont« stellt ihr die Thesen zu Asien direkt gegen Holloway/Bonefelds »Politics of Money« (Zirkular 28/29 und 30/31) und versucht sie mit Marx zu untermauern.

Wir setzen uns in diesem Papier mit vier Hauptthesen der Texte auseinander: 1. die Weltlage habe sich entscheidend verändert, weil das Proletariat durch die Veränderungen in Asien zur Mehrheit der Weltbevölkerung geworden sei; 2. die Arbeiterklasse in Asien sei politisch unverbraucht und daher revolutionär; 3. der »Aufstieg des Geldes« sei kein Zeichen einer kapitalistischen Krise; 4. die Arbeiterklasse in Europa, Nordamerika und Japan sei nicht mehr revolutionär, weil sie das Kapital nicht mehr entwickle.

Was heißt »Weltarbeiterklasse«?

In den Artikeln wird die These aufgestellt, daß aufgrund der Urbanisierung und Proletarisierung in China und Südostasien zum ersten Mal in der Geschichte »das Proletariat zahlenmäßig zur Mehrheit der Weltbevölkerung geworden« (38: 4) sei. Das bedeute »die größte Umwälzung von Klassenverhältnissen, die dieser Planet je gesehen hat« (32: 5).

Daß die Menschheit mehrheitlich aus ProletarierInnen besteht, ist eine wesentliche Bedingung für die Möglichkeit einer kommunistischen Weltrevolution – da stimmen wir zu. Wesentlich aber nicht im quantitativen Sinn. Hobsbawms interessanten Gedanken über die »größte Umwälzung seit dem Neolithikum« reduziert ihr auf eine reine Zahlenfrage, ohne auf das Wesen der Vergesellschaftung durch die kapitalistische Produktion einzugehen. Die Entstehung einer »Weltarbeiterklasse« ist die Frage nach der realen Vergesellschaftung durch die weltweite produktive Kooperation, d.h. die Frage, inwieweit *die weltweite Produktion des Kapitals als gesellschaftliches Verhältnis* die Möglichkeit des Kommunismus aufmacht.

Es geht also zum einen darum, einen *theoretischen* Begriff von »Weltarbeiterklasse« zu entwickeln, der die Welt als Totalität der gesellschaftlichen Produktion begreift. In den Asien-Artikeln wird allerdings eine Welt beschrieben, in der alle möglichen Ausgebeuteten *äußerlich* durch einen gemeinsamen Feind – die Kapita-

listen – zusammengehalten werden. Es kommt aber darauf an, den *inneren* Zusammenhang zwischen den Ausgebeuteten auf der Welt zu begreifen, nämlich daß sie schon zusammen diese (verkehrte) Welt produzieren – und sie deshalb verändern können.

Wenn wir diese Gesellschaftlichkeit als potentielle revolutionäre Macht verstehen wollen, müssen wir zum anderen die *konkrete und materielle* weltweite gesellschaftliche Produktion untersuchen, d.h. dieser Produktion im einzelnen vom Arbeiterstandpunkt aus nachgehen: am Arbeitsort, im Betrieb, im Konzern, in den lokalen, regionalen und weltweiten produktiven Ketten. Wir müssen untersuchen, *wie* die Produktion jeweils materiell als gesellschaftliche funktioniert, *wie* wir zusammen Gebrauchswerte für das Kapital produzieren, *wie* unsere produktive Gesellschaftlichkeit selbst Gebrauchswert für das Kapital ist. Und wir müssen untersuchen, wie ArbeiterInnen diese produktive Gesellschaftlichkeit jeweils kommunistisch umdrehen können und auch tatsächlich umdrehen, d.h. wie immer wieder ein revolutionärer Klassenkonstitutionsprozeß in Gang gesetzt wird.

Das war die große Bedeutung von Karl Heinz Roths Vorschlag zu einer Untersuchung der Weltarbeiterklasse, den einer von euch damals mit den Bemerkungen über das »Finanzkapital« in Zirkular 7 abgebügelt hatte: Roth hatte vorgeschlagen, sich einerseits auf allen möglichen Ebenen (Produktionsorganisation, Finanzregime ...) die technische Seite des heutigen Weltkapitalismus anzusehen und andererseits neue Formen der Organisierung auszuprobieren, die diesem heutigen Niveau angemessen sind (»proletarische Zirkel«). Bei aller berechtigten Kritik an den Einzelheiten (von der Sammlung der Restlinken um dieses Projekt herum bis zum »Finanzkapital«) ging die Kritik in Zirkular 7 völlig an der politischen Bedeutung dieses Vorschlags, nämlich mit der »Weltarbeiterklasse« ernst zu machen, vorbei.

Wir gehen nach wie vor von der oben beschriebenen Dialektik zwischen technischer und politischer Klassenzusammensetzung aus, stoßen dabei aber auf beträchtliche Schwierigkeiten:

Erstens haben die Verkürzungen des »neuen« oder »amerikanischen Operaismus« in den letzten Jahren auch in der Wildcat dazu geführt, daß wir immer unkritischer Streiks und andere Bewegungen abgefeiert haben, bloß um zu zeigen, daß die Arbeiterklasse noch kämpft oder daß es sie überhaupt noch gibt, und dabei die kommunistische *Kritik* dieser Bewegungen vernachlässigt. Gegen die Grünen und die Autonomen hatte das eine gewisse politische Berechtigung, aber wir konnten immer weniger zeigen, worin da die Perspektive auf die Überwindung dieser Gesellschaft liegt. Wir wollen eine theoretische Neubestimmung, weil es uns nicht reicht, die Existenz der Arbeiterklasse nachzuweisen, wenn wir keinen Begriff mehr von ihr haben, der über »die Ausgebeuteten« oder »die Unzufriedenen« hinausgeht. Eine kommunistische Kritik der Bewegungen der Arbeiterklasse ist nur möglich auf der Grundlage eines Begriffs der Gesellschaft als in sich

antagonistischer *Totalität*. Diesen Begriff versuchen die Genossen von »Open Marxism« zu entwickeln, und darin liegt die Bedeutung ihrer Texte.

Zweitens sind uns einige konkretere Gewißheiten des Operaismus abhanden gekommen: etwa über die politische Zentralität des Massenarbeiters oder überhaupt irgendeiner »ziehenden« Arbeiterfigur. Roberto Battaggias Text von 1980/81 haben wir im Zirkular 36/37 nochmal abgedruckt, weil er den Finger genau in diese Wunde legt: Die Produktionsorganisation, die die Grundlage für die Macht des Massenarbeiters legte, gibt es nicht mehr (nicht wegen irgendwelcher »postfordistischer« Modelle, sondern als Ergebnis der Kämpfe des Massenarbeiters selbst), und es hat keinen Sinn, das alte operaistische Schema drüberzustülpen: weder durch eine Verallgemeinerung, die es sofort auflöst (wie Negri mit seinem »gesellschaftlichen Arbeiter«), noch durch die Hoffnung, daß sich die Ausbeutung wieder »normalisiert«, noch durch den Verweis darauf, daß sich nichts geändert hat und der Massenarbeiter quicklebendig ist – allerdings in Asien (worin letztlich die These der Asien-Artikel besteht).

Es gab im Zirkular einige Beiträge, die klären helfen sollten, wie der gesellschaftliche Gesamtarbeiter heute eigentlich aussieht, die aber auch nicht über »schlechte Empirie« hinausgekommen sind: Die Texte von Bologna und Rainbird zu den »selbständigen ArbeiterInnen« in Zirkular 33 sind nicht viel mehr als kritische Soziologie; die Artikel zum Bau kommen kaum darüber hinaus, die heutigen Ausbeutungssituationen nachzuzeichnen; und die Artikel zu Flüchtlingen und »Illegalen« als ArbeiterInnen in Deutschland weisen hauptsächlich den antirassistischen Linken nach, daß die Flüchtlinge eben ArbeiterInnen sind. Aber gerade diese Schwächen bestätigen uns in unserem Projekt »theoretische Erneuerung«, denn ohne einen theoretisch ausgewiesenen Begriff von Weltarbeiterklasse werden wir über soziologische Erbsenzählerei oder romantische Verklärung der realen ArbeiterInnen nicht hinauskommen.

Was ist neu in Asien?

In den Artikeln heißt es, in Asien entstehe eine ganz neue Arbeiterklasse, die »jung«, »weiblich« und »unverbraucht« sei. Dabei sei die heutige Situation in Asien aber nicht mit der frühkapitalistischen Geschichte anderswo vergleichbar, denn anders als die Arbeiterklasse in Europa und Nordamerika lasse sich die asiatische Arbeiterklasse nicht in staats- und arbeitssozialistische Ideologien kanalisieren. Und da klar sei, daß der Kapitalismus ihre Bedürfnisse nicht befriedigen werde, sei sie potentiell revolutionär (während in Westeuropa und Nordamerika diesbezüglich tote Hose sei).

Die neue Qualität der asiatischen Arbeiterklasse macht ihr aber an Sachen fest, die schon in den USA oder Europa passiert sind (oder noch passieren). Soll das Neue

die Zusammensetzung der Beschäftigten sein: Gibt es in Europa und Amerika keine Frauenarbeit? Gab und gibt es hier keine Kinderarbeit? Sollen es die (unerfüllbaren) Wünsche und Forderungen sein: Wollen die Leute hier keine Kühlschränke und Fernseher (oder Autos und Weltreisen)? Gibt es hier keine »Suche nach Glück«, die im Kapitalismus nie so richtig aufgeht? Sollen es die kulturellen Brüche sein: Gab und gibt es hier keine Jugend-Subkulturen von Jazz über Punk bis Techno? Das Interessante an der in Zirkular 38 erwähnten »Generation X« auf Bali ist doch nicht, daß sie etwas ganz Neues tut, sondern gerade daß sie der »Generation X« in den »alten Metropolen« so ähnlich ist. Oder soll es die Militanz der Kämpfe sein: Gab und gibt es in Europa und Nordamerika keine Kämpfe (auch nach den Wobblies, die vermutlich mit den »besten Höhepunkten des Klassenkampfs in der kapitalistischen Geschichte« (32: 12) gemeint sind)? All das läuft nicht darauf heraus, daß in Asien etwas wirklich Neues passiert, sondern darauf, daß die Menschen dort bisher in der »Steinzeit« (25: 64) oder zumindest in »halbfeudalen« (25: 61) Verhältnissen gelebt haben und jetzt (in Europa und Amerika schon bekannte) kapitalistische Verhältnisse kriegen, die für sie natürlich »neu« sind.

Falls ihr aber sagen wollt, daß die ArbeiterInnen in Asien ganz anders als bisher Teil des Weltkapitalismus werden und auch der Weltkapitalismus dadurch ein ganz anderer wird, dann müssen wir genau das ausführen. Zu dieser entscheidenden Frage ist aber außer in Andeutungen (in der Bemerkung von der »erweiterten Konkurrenz der Arbeitskraft auf Weltebene« (25: 66), die das Verhältnis zwischen den ArbeiterInnen hier und in Asien bezeichnenderweise nur von der Konkurrenz und nicht von der Kooperation her begreift) kaum etwas zu lesen.

In den Artikeln steht überhaupt wenig über die technische Zusammensetzung der Arbeiterklasse in Asien: Konkretes weder über die ziehenden Branchen des Booms noch über die Zusammensetzung der Wirtschaft insgesamt (außer daß viel »Wirtschaftstätigkeit auf allen Ebenen im ›informellen Sektor‹ stattfindet« (30/31: 130), was weniger über die konkreten Tätigkeiten als über ihr Verhältnis zum Staat aussagt). Ihr malt ein Bild von technischer Rückständigkeit (»ausgebeutet wird mit recht niedriger organischer Zusammensetzung«; 32: 13), sagt aber gleichzeitig, die asiatische Arbeiterklasse sei inzwischen genauso wie die europäische und amerikanische zum »Anbieter hochproduktiver kapitalistischer Fabrikarbeitskraft« (25: 65) geworden, was eher dafür spricht, daß die neuen Fabriken (Autos, Chips) in den *Boomregionen* Asiens genauso aussehen wie die neuen Fabriken hier. Um wirklich einschätzen zu können, was in Asien passiert, wären an diesen Punkten viel genauere Informationen nötig. Ihr zeichnet aber letztlich nur ein klischeehaftes Bild einer »jungen«, »weiblichen« und »hochmobilen« Arbeiterklasse und listet einfach Streiks und Revolten auf.

Sicher passieren in Asien im Moment wichtige Sachen. Aber weil sich die Texte nicht wirklich mit diesen Entwicklungen und ihrer Widersprüchlichkeit aus-

einandersetzen, führen sie zu einer künstlichen Gegenüberstellung von »alter Arbeiterklasse« hier und »neuer« Arbeiterklasse in Asien. Dabei wird diese »alte« Arbeiterklasse so karikaturhaft überzeichnet wird, wie es sonst die Autonomen und ihre bürgerlichen Vorbilder tun: »Arbeiterstolz, Betriebsinteresse ...« (38: 4). Die ArbeiterInnen in Asien müssen als positives Gegenstück zu den lahmen Figuren im eigenen Betrieb und dem eigenen Erdteil herhalten. Damit verschiebt sich aber unausgesprochen die Fragestellung: Während es zu Anfang noch um die Frage ging, wie Revolution möglich ist, wie die Klassenkämpfe hier und weltweit revolutionär werden können, geht es jetzt nur noch um die Suche nach positiven Identifikationsfiguren irgendwo auf der Welt. Dazu reichen vielleicht auch ein paar Zeitungsmeldungen über heftige Kämpfe.

Zwar heißt es: »Wir wissen im Moment noch ganz wenig über den tatsächlichen inneren Vorgang des ›making of the working class‹. Wenig darüber, wie sie sich und ihre Kämpfe organisieren; wie ihre politischen und kulturellen Träume aussehen, wie ihre Kultur und Erfahrungen zirkulieren.« (25: 63) Trotzdem wird eine neue *subjektive* revolutionäre Qualität der asiatischen Arbeiterklasse behauptet. Wenn wir wenig über ihre »politischen und kulturellen Träume« wissen, bleiben aber nur Spekulationen (die asiatische Arbeiterklasse habe »die Spielregeln des Kapitalismus noch nicht verinnerlicht«; 38: 4. »Sie ist noch so jung und unverbraucht, daß sie sich noch nicht in die Beschränkungen und Grenzen der kapitalistischen Entwicklung hat verweisen lassen«; 32: 14) und romantische Beschwörungen (ein »Aufbruch von Massen auf der Suche nach Glück, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat«; 30/31: 133). Widersprüche verschwinden hinter dem Zauberwörtchen »noch«: »Noch wird diese politische Dynamik in eine produktive Dynamik der kapitalistischen Entwicklung übersetzt« (32: 12), aber »es besteht die Hoffnung, daß sie vielleicht sogar den entscheidenden Schritt darüber hinaus machen könnte.« (32: 14) Dieser Zweckoptimismus geht bis zu der Tautologie, »daß Entwicklungen wie in der Sowjetunion oder gar Jugoslawien möglich sind. Aber ›möglich‹ heißt nicht ›unausweichlich‹. (...) Aus dem Proletariat kann auch Arbeiterklasse werden. (...) Und daß diese neue Arbeiterklasse entsteht, ist ein entscheidender Unterschied zur Entwicklung in Osteuropa!« (30/31: 131 f). Was eigentlich herausgearbeitet werden soll, wird schon als Argument vorausgesetzt.

Prognosen über die revolutionäre Entwicklung neuer Arbeiterklassen irgendwo auf der Welt haben immer das Problem, daß die europäische und amerikanische Arbeiterbewegung sich nach sehr kämpferischen Phasen über Gewerkschaften, Sozialstaat und Realsozialismus hat institutionalisieren lassen und daß diese Institutionen einen Großteil ihrer revolutionären Sprengkraft lahmgelegt haben. Leute wie Herbert Marcuse haben aufgrund dieses Problems behauptet, die Arbeiterklasse sei völlig in den Kapitalismus integriert. Das macht die These von der revolutionären Qualität der asiatischen Arbeiterklasse nicht stärker, sondern schwächer, denn erstmal spricht wenig dagegen, daß die Entwicklung in Asien

ähnlich läuft – wenn nicht in Singkiang oder Irian Jaya, so doch z.B. in den Boomzentren der chinesischen Küste oder Malaysias (in Südkorea, Hongkong und Singapur ist diese Entwicklung schon gelaufen). In »Globalize it!« heißt es vorsichtiger, daß die Revolution in Asien natürlich nicht automatisch komme, sondern nur eine »historische Chance« (38: 5) sei. Aber was soll das heißen: daß eine einmal in die Entwicklung »integrierte« Arbeiterklasse ihre historischen Chancen verspielt hat und für die Revolution verloren ist? Das läuft auf die Thesen von Marcuse hinaus. Bzw. umgekehrt: daß nur eine Arbeiterklasse der »ersten Generation« (38: 4) kämpfen kann, weil sie politisch »unverbraucht« und noch nicht in den Kapitalismus integriert ist? Das läuft auf die Behauptung der »Autonomie Neue Folge« hinaus, daß nur ein irgendwie außerhalb des Kapitals stehendes Proletariat noch revolutionär sein kann.

Die »historische Chance« in Asien sei »eine Frage nach unseren Aufgaben« (38: 5), schreibt ihr. Was aber wären unsere Aufgaben angesichts einer Revolution auf der anderen Seite des Globus, über die wir zudem wenig wissen? Eine intensive Kontaktaufnahme mit der asiatischen Arbeiterklasse hätte nur einen Sinn, wenn wir es schaffen, sie mit den Kämpfen und Organisierungsversuchen *hier, wo wir selber sind*, zusammenzubringen. Wenn aber »die Musik zur Zeit nicht in Westeuropa und auch nicht in Nordamerika« (25: 66 f) spielt und »Geschichte ... heute nicht nur, sondern vor allem hinter dem Horizont« (32: 5) stattfindet, dann habt ihr recht, und unsere Aufgabe besteht tatsächlich nur noch darin, das der hiesigen Arbeiterklasse in Flugblättern klarzumachen und ihr zu empfehlen, daß sie die Sache doch einfach »positiv wenden« (25: 66) soll. Daraus läßt sich kein politisches Projekt mehr formulieren, sondern das reflektiert nur noch auf schlechte Weise das Problem, sich innerhalb der lokalen Arbeiterklasse (wo wir selber malochen gehen) keine revolutionären Initiativen mehr vorstellen zu können.

Der Aufstieg des Geldes: Krise oder Funktionsmechanismus des Kapitals?

Zum »Aufstieg des Geldes« scheint ihr ein taktisches Verhältnis zu haben: In Zirkular 7 hieß es noch, daß alle Theorien über das »Finanzkapital« nur dazu dienten, das Kapital zum geschichtemachenden Subjekt zu erklären und damit zu legitimieren, daß man »mit der Arbeiterklasse als solcher nichts mehr zu tun haben will« (7: 33). Das war damals ein Versuch, den oben erwähnten Vorschlag von Karl Heinz Roth bequem in den Papierkorb zu befördern.

In »Hinter dem Horizont« soll gezeigt werden, daß es keinen Sinn hat, Holloway und Bonefeld zu diskutieren. Diese versuchen, die Entwicklung der »Sphären der Finanzwelt« (32: 5) als Ausdruck der Krise zu entschlüsseln. Also stellt der Artikel darauf ab, daß es keine Krise gibt, sondern der »Aufstieg des Geldes« eine ganz normale Funktion des Kapitalismus ist, nämlich »der Vorgang des Ausgleichs der Profitraten zwischen den alten und den neuen Metropolen« (32: 13). Das läßt

sich dann wiederum auch mit den Thesen zu Asien verbinden, denn »hinter dem Aufstieg des Geldes steht nichts anderes als der Aufstieg der neuen Arbeiterklasse in Asien« (32: 12).

Zusammengefaßt sagt ihr also, daß der »Aufstieg des Geldes« kein Zeichen von Krise ist, sondern die Geldentwickung einfach ausdrückt, daß die Verwertung klappt. Nur die regionale Verteilung der Quellen der Verwertung hat sich hin zur »Ausbeutung anderer ArbeiterInnen (32: 5) verschoben, nämlich nach Asien, weil dort zur Zeit höhere Profite rauszuholen sind. Geld und Kredit spielen dabei ihre produktive Rolle, indem sie die Ausgleichbewegungen bei diesen Verschiebungen vermitteln.

Es gibt in den Wirtschaftswissenschaften einen Streit über die »Zunahme monetärer Aggregate«. Manche halten sie für ein Krankheitssymptom und sprechen vom »Casinokapitalismus«; andere halten sie für den Ausdruck gesunden Funktionierens des Kapitalismus, da die Zunahme von Geld in allen möglichen alten und neuen Formen (Derivate) vor allem der schnelleren Anpassung von Investoren an sich verändernde Verwertungsbedingungen diene, bzw. »die Allokationseffizienz verbessert«, wie sie es ausdrücken.

Sowohl gegen die bürgerliche Theorie als auch gegen die gängige »marxistische« Krisentheorie versuchen Holloway und Bonefeld, die Bewegungen des Kapitals, wie sie sich auf den Wirtschaftsseiten niederschlagen, als Krise des Ausbeutungsverhältnisses zu entschlüsseln, d.h. auf den Klassenkampf zurückzuführen. Daher ist es auch völlig falsch, sie mit den linken Untergangspropheten (Kurz, Altvater usw.) in einen Topf zu werfen. Während sie sich nicht auf die schlechte Alternative zwischen linker und rechter Wirtschaftswissenschaft einlassen, wird in »Hinter dem Horizont« faktisch die Position der rechten Wirtschaftswissenschaftler vertreten, die von einer »Geldkrise« nichts wissen wollen. Im Unterschied zu den »empirischen Wissenschaften« wird der Zusammenhang mit der Entwicklung in Asien dabei nur behauptet – mit einer Herleitung, die schon deshalb so zeitlos wirkt, weil sie diese Behauptung nicht im geringsten an den wirklichen Geldbewegungen festmachen kann, sondern lieber »die Geduld der geneigten Leserin mit etwas ›Marxismus‹ strapaziert« (32: 5). Nach sieben Seiten und neun lange Marx-Zitate kommt dann heraus, was auch in einem Satz hätte gesagt werden können: In Asien lassen sich höhere Profite machen, also schieben die Kapitalisten ihr Kapital dorthin, um es verwerten zu lassen.

Das ist aber wie gesagt bloß eine Behauptung: In dem ganzen Artikel gibt es keinen Beleg dafür, daß irgendwelches Geld aus Europa und Nordamerika nach Asien fließt, um dort investiert zu werden. Die kurzen Ausführungen über das Investitionsverhalten des westlichen Kapitals in Asien weisen eher auf das Gegenteil hin, nämlich daß dieses »mit relativ wenig eigenem Kapital« (32: 14) einsteigt, weil es »noch zögert, sich direkt mit der Ausbeutung der neuen Arbeiterklasse in Asien zu befassen« (32: 14) und das lieber asiatischen Subunternehmern überläßt.

Dann müßte aber gezeigt werden, daß massenweise Kredite von westlichen Banken nach Asien vergeben werden, weil sonst nichts dafür spricht, daß die zunehmenden Mengen von Geld auf dem Weltmarkt *als Kapital* nach Asien fließen.

Eine genaue Auseinandersetzung mit der »Herleitung der Durchschnittsprofitrate« in »Hinter dem Horizont« würde hier den Rahmen sprengen. Aber sie würde an dieser Stelle auch nicht viel bringen, da diese Herleitung für die Argumentation im Text unwichtig ist. Eigentlich ist sie ein Bluff, sie legt nur die Schwelle höher und würgt alle Fragen von vornherein mit »Marxismus« ab. Sie bringt rüber, daß es schon genug Theorie als fix-und-fertige Lehre gibt und daß Bemühungen, die heutigen kapitalistischen Verhältnisse theoretisch zu durchdringen, bestenfalls überflüssig sind und im schlimmsten Fall zu Abweichungen von der Lehre führen. Diese Art von Marx-Exegese ist eine Simulation von Theorie, die auf die offenen Fragen den Deckel draufmacht.

Letztlich wird damit nur behauptet, daß sich das Funktionieren des Kapitalismus mit Marx prima erklären läßt. Marx würde so zum Ökonomen degradiert und seiner Theorie jeder *materialistische* revolutionäre Gehalt abgesprochen werden. Es ging Marx nicht um »die theoretische Formulierung der proletarischen Frage: wie kann es sein, daß wir arbeiten und die Kapitalisten immer reicher werden« (32: 9), also um die Frage, warum die Gesellschaft ungerecht ist, sondern um die Frage, wie sie sich aufheben läßt, also um die Suche nach der revolutionären Macht im Schoß der bestehenden Verhältnisse. Diese Macht drückt sich immer wieder in scheinbar »ökonomischen« Krisen aus. Es ging Marx gerade darum, diese Krisen als Erscheinungsform des Antagonismus – und als Möglichkeit des Bruchs – zu entschlüsseln. In »Hinter dem Horizont« soll stattdessen mit Marx bewiesen werden, daß es keine Krise gibt, weil die Arbeiterklasse in Krisentheorien »unwirklich, aus dem Geld hergeleitet erscheint: wenn das Kapital ins Geld fließt, dann muß das wohl an der Arbeiterklasse liegen«, aber »eine derartig hergeleitete Arbeiterklasse ... ist ein gedankliches Konstrukt« (32: 5).

Hier ist die Verbindung zur »neuen Arbeiterklasse« in Asien: Es gibt keine Krise, denn die Ausbeutung der asiatischen Arbeiterklasse boomt dermaßen, daß die Kapitalisten in den »alten Metropolen« ihre Betriebe dichtmachen und als Geld nach Asien verschieben. Und genau diese asiatische Arbeiterklasse soll die einzige revolutionäre Hoffnung für uns sein. Statt in den ökonomischen Erscheinungsformen der Krise die Krise des Kapitalverhältnisses als gesellschaftliches *Verhältnis* aufzuspüren, soll die Arbeiterklasse die Krise des Kapitals überwinden.

Keine Flöhe im Ohr: kapitalistische Entwicklung und Revolution

Daß die Arbeiterklasse der »alten Metropolen« nichts mehr zu melden hat, wird in »Hinter dem Horizont« am »Fehlen von Perspektiven« (32: 15) festgemacht:

daran, daß »keine neue gesellschaftliche Dynamik zu erkennen [ist], die dem Kapital neue Flöhe ins Ohr setzen könnte« (32: 15).

Die hiesige Arbeiterklasse habe sich also nicht nur durch ihre sozialdemokratische Integriertheit und Verbrauchtheit abgemeldet, sondern sei schon deshalb nicht revolutionär, weil sie das Kapital nicht mehr entwickle.

Böswillig ließe sich das so verstehen, daß die revolutionäre Macht der Arbeiterklasse darin besteht, das Kapital zu entwickeln, d.h. sich möglichst gründlich ausbeuten zu lassen. Das ist natürlich nicht gemeint, aber mit der These von den Flöhen im Ohr des Kapitals wird die These der »Quaderni Rossi« von der Entwicklung des Kapitals durch die Arbeiterkämpfe um das Entscheidende verkürzt und im Ergebnis auf den Kopf gestellt. Der Operaismus trat Anfang der 60er Jahre gegen die Ideologien vom Planstaat und vom allumfassenden Plan des Kapitals an und zeigte, daß »das Kapital« gar nichts entwickelte, sondern daß hinter der kapitalistischen Entwicklung der Klassenkampf stand. Es war eine historische Leistung, wie die »Quaderni Rossi« in die Kämpfe interveniert haben, wie sie eine gemeinsame Theoriebildung mit der Klasse organisiert haben. Das war aber das Ergebnis der Untersuchung einer historischen Situation, wo es darum ging, den »Keynesianismus« zu knacken, und kein Schema, das immer und überall paßt.

Die Revolution hat bisher nicht geklappt, und »bisher hat der Arbeiterkampf immer als Motor der kapitalistischen Entwicklung funktioniert« (38: 3), so weit so schlecht. In den Asien-Artikeln liest es sich aber so, als hätte die Klasse immer *nur* das Kapital entwickelt – und als würde das wohl bis zur Revolution so weitergehen. Damit steht die Revolution der kapitalistischen Entwicklung völlig unvermittelt gegenüber: Die Klasse entwickelt jahrhundertelang die Bedingungen ihrer eigenen Ausbeutung, und dann hat sie irgendwann die Schnauze voll und fegt die ganze Scheiße weg. Das läuft auf eine *politische* Revolution der unzufriedenen »Massen auf der Suche nach Glück« (30/31: 133) hinaus, d.h. auf eine Sichtweise, in der sich die Arbeiterklasse und das Kapital als zwei voneinander unabhängige Subjekte *äußerlich* gegenüberstehen und in einer Art Ping-Pong-Logik aufeinander reagieren. Wie Holloway in »Vom Schrei der Verweigerung zum Schrei der Macht« (Zirkular 34/35) schreibt, ist diese Sichtweise zwar besser als traditionelle marxistische Vorstellungen, wonach der Klassenkampf irgendwelchen »ökonomischen Gesetzen« untergeordnet ist, aber auch sie befreit den Klassenkampf nicht aus »einer gegenüber dem Kapital äußerlichen Logik« (34/35: 46).

Eine materialistische revolutionäre Perspektive ergibt sich nur, wenn wir die kapitalistische Entwicklung dialektisch sehen und »die Macht der ArbeiterInnen als inneren Widerspruch im Kapital« (34/35: 45) verstehen: Die Arbeiterkämpfe haben nicht nur den Kapitalismus entwickelt, sondern auch die Voraussetzungen der Revolution und des Reichtums für alle. Und wenn die Kapitalisten bisher in der Lage waren, die Kraft der Kämpfe wieder in Entwicklung umzudrehen, so trug

und trägt doch diese Entwicklung historisch das Gesicht der Klassenkämpfe, die sie »aufheben« soll. Insofern war und ist auch der Inhalt der Klassenkämpfe (wenn auch in verkehrter Form) in der Entwicklung des Kapitals »aufgehoben« und liegt heute vor uns nicht nur als Geschichte von Kämpfen, sondern auch als entwickelte gesellschaftliche Produktivkraft und entwickelte Möglichkeit des Kommunismus.

In den Asien-Artikeln kommt diese Dialektik nicht vor. Damit stellen sie nicht nur der kapitalistischen Entwicklung den Antagonismus als etwas äußerliches entgegen, sondern reinigen auch die Krise vom Antagonismus. Im Ergebnis werden »unsere Krise und letztlich auch die des Kapitals« (32: 15) gleichgesetzt, statt die Krise des Ausbeutungsverhältnisses als Ausdruck der Macht der ArbeiterInnen zu begreifen (darum geht es gerade in »The Politics of Money«: Holloway und Bonefeld betonen die Krisenhaftigkeit und Zerbrechlichkeit des Kapitalverhältnisses und versuchen, hinter dieser scheinbar »ökonomischen« Krisenhaftigkeit die Arbeitermacht sichtbar zu machen). In der kapitalistischen Dialektik ist die Krise das vermittelnde Moment: Die Macht der ArbeiterInnen gegen das Kapital drückt sich zunächst als kapitalistische Krise aus. Die Krise zwingt das Kapital zum Sprung nach vorn, zur Reorganisation auf neuer Stufe und macht den nächsten Boom möglich. Vom revolutionären Standpunkt, der diese Dialektik beenden will, zeigt die Krise die Möglichkeit der Revolution. Um es deutlich zu sagen: Wenn diese Art der Gesellschaftlichkeit in die Krise gerät, dann ist das gut und nicht schlecht. In den Artikeln dagegen ist die Krise nicht nur ein Problem für das Kapital, sondern auch und vor allem für die ArbeiterInnen – als wäre der Boom nicht genauso ein Problem für sie!

Vielleicht liegt diese Betrachtungsweise der Krise daran, daß die Krise in erster Linie als »kulturelles Elend« (30/31: 131) thematisiert wird (wir glauben übrigens nicht, daß in Europa oder Nordamerika keine Entwicklung des Kapitals durch die Arbeiterklasse mehr stattfindet: Was ist mit Selbständigkeit, Schwarzarbeit, Flexibilisierung der Arbeitszeiten und -verhältnisse, selbstverwalteten Betrieben usw.? Das sind alles Bewegungen, die die Kapitalisten nicht erfunden, sondern nur aus dem realen Verhalten der ArbeiterInnen aufgegriffen haben. Und es wäre zu zeigen, daß sie nicht nur das Kapital, sondern auch die Voraussetzungen des Kommunismus entwickeln). Natürlich wäre uns allen ein spürbarer kollektiver Aufbruch zu neuen Ufern lieber. Aber gerade wenn von Joachim Hirsch bis Bundespräsident Herzog alle von Stagnation jammern, käme es für uns darauf an, in der Krise des Alten die Momente des Neuen herauszufinden und sichtbar zu machen, statt in den kulturpessimistischen Chor der Bürger einzufallen und auf einen neuen Boom zu hoffen. Das erinnert an die Krise der revolutionären Linken in Italien Anfang der 80er Jahre, wo auch einige Leute meinten, nur ein neuer Boom des Kapitals könnte dem Massenarbeiter seine politische Zentralität zurückgeben. Roberto Battaggia schrieb damals in *Primo Maggio*: »... ich fürchte, daß eine solche Einstellung recht fatalistisch ist und daß man zu solch einem Fatalis-

mus Zuflucht nimmt, um den gegenwärtigen Zustand von theoretischer Verlegenheit zu übertünchen« (Zirkular 36/37: 129).

Antworten und Fragen

Wir haben ein gemeinsames Problem: Wir streben eine revolutionäre Umwälzung der Verhältnisse an, haben aber Schwierigkeiten, in der Wirklichkeit die Sprengsätze zu finden, an denen sich die Tendenz zum Kommunismus festmachen läßt.

Die neuen Entwicklungen in Asien sind für dieses Problem sehr wichtig. Aber wir dürfen uns nicht dazu verleiten lassen, dies durch eine schematische Gegenüberstellung von »alter« und »neuer« Arbeiterklasse zu betonen. Es geht darum, die Arbeiterklasse in Asien als Teil der Weltarbeiterklasse zu begreifen. Dazu brauchen wir nicht nur Zeitungsmeldungen, sondern eine radikale Theorie des heutigen globalen Kapitalismus.

Uns kommt es so vor, als ob ihr den politischen Schwierigkeiten ausweicht, indem ihr irgendwo auf der Welt nach Kämpfen sucht, auf die das alte operaistische Schema zutrifft. Das führt nicht nur zu einem romantisierenden und ungenauen Blick auf die Verhältnisse in Asien, sondern läßt auch von der operaistischen Theorie nur ein steriles Dogma übrig. Die Thesen über Asien sind zwar sympathischer als Negris Versuch, das Schema der Klassenzusammensetzung auf einen kleinen Ausschnitt der metropolitanen Arbeiterklasse anzuwenden und dann von der neuen Klassenzusammensetzung der »immateriellen Arbeit« zu reden, aber das Vorgehen ist ähnlich: Jeder sucht sich den Ausschnitt der Welt aus, der zu seinen Thesen und Vorlieben paßt. Damit wird aber die Möglichkeit verbaut, nach der kommunistischen Qualität im Klassenkampf zu fragen.

Daß wir diese Frage zur Zeit nicht beantworten können, ist unser gemeinsames Problem. Wir halten es jedoch für zentral, überhaupt die Frage richtig zu stellen, statt ihr mit dogmatischen Scheinantworten aus dem Weg zu gehen. ■

Einige Wildcats aus Hamburg, Köln, Potsdam/Berlin und Leipzig, August 1997